

KOLLOQUIUM 8

Psychoanalyse in der Welt der Gründe

Kolloquiumsleitung: Matthias Kettner

Matthias Kettner

Einführung

Patrizia Giampieri-Deutsch

Bewusste Gründe, nicht-bewusste Gründe

Achim Stephan

Zur Adäquatheit von Emotionen und existenziellen Gefühlen

Michael B. Buchholz

Rationalität und Rationalisierung –

Ansichten aus Psychoanalyse und Konversationsanalyse

Matthias Kettner

Gründe und Affekte

Einführung

Matthias Kettner

Zu unserem Selbstverständnis als Personen gehört die Gewissheit, in der Regel aus guten Gründen zu glauben, was man glaubt, zu handeln, wie man handelt, und zu erleben, wie man erlebt. Die Psychoanalyse hat erheblich zur Verunsicherung dieser »Gewissheit« beigetragen, dadurch aber das naturwüchsige Selbstverständnis von Personen bereichert und erweitert, nicht reduziert oder eliminiert. *Abwehr* und *Übertragung* benennen zwei für diese komplexere Sichtweise maßgebliche Formen von Personintentionalität, in denen wir – und das ist das Merkwürdige – mehr oder weniger bewusstseinsfern produktiv tätig sind. Nach Auskunft der Psychoanalyse sind Formen bewusstseinsferner Intentionalität für die menschliche Motivation in deren ganzer Breite, Tiefe und Vielfalt genau so bedeutsam, wie die bewusste Orientierung an Prinzipien und anderen guten Gründen es nach Auskunft aller rationalistischen Anthropologie seit Sokrates für die menschliche Vernunft in deren ganzer Breite, Tiefe und Vielfalt sein soll.

Was hindert uns, als Philosophen *beide* Auskünfte zu würdigen und das Beste daraus zu machen? Gewiss, wir rühren an neuralgische Punkte, nämlich bestimmte diskursprägende Dichotomisierungen, allemal die von Normativität versus Faktizität, Geltung versus Genesis, rationale Gründe versus psychologische Motive, und weitere. Sie sind sicher sinnvoll, werfen aber vielleicht blockierende Aporien auf für das Nachdenken über Vernunft und Motivation.

Könnte es für David Hume evident sein, dass Vernunft und Motivation ganz unabhängig voneinander fungieren, fand Kant es zwingend, zwischen beiden eine interne Beziehung zu behaupten, zumindest innerhalb der Moral. Die Unvereinbarkeit beider Positionen, bei gleichzeitiger unbestreitbarer Plausibilität einer jeden, verweist auf einen Hintergrund von unausgetragenen Spannungen in Vorannahmen darüber, was Menschen in ihrer Gattungsgemeinheit als Naturwesen mit anderen Naturwesen gemein haben und was sie andererseits von anderen Naturwesen eigenartig abhebt, Vorannahmen also letztlich der philosophischen Anthropologie. Unausgetragene Spannungen zwischen den Vorannahmen der jeweiligen Anthropologie haben auch methodologische und theoriearchitektonische Konsequenzen, denn sie führen zu unterschiedlichen Ideen und Programmen, wie Theoriebildung über den Menschen und die menschlichen Verhältnisse möglichst vollständig und auf angemessene Weise zu bewerkstelligen sei.

Die Wissenschaft vom Menschen, ein Desiderat der europäischen Aufklärung mit ihrer »anthropologischen Wende« – der Enttheologisierung, Naturalisierung und Historisierung des Menschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts – bildet heute ein bloß noch nominelles Dach über naturwissenschaftlichen, sozialwissenschaftlichen, kulturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Theoriebildungen über *homo sapiens*

typische Phänomene. Diese verschiedenartigen Theoriebildungen sind teils in Konflikt, teils in Kooperation, sie bilden Allianzen (gerne mit derjenigen Wissenschaft, die gerade vom Zeitgeist modisch bevorzugt wird) und Mesallianzen (für eine solche halte ich derzeit die Werbung der Psychoanalyse um die Gunst der Hirnforschung) und manchmal auch Fehden, Feindschaften, Fronten – man denke an die *science wars* der postmodernen Neunziger Jahre, wir denken aber vor allem und aktueller an die philosophisch interessanten Konfrontationen zwischen »Naturalisten« und »Nichtnaturalisten«. An dieser Front werden sogar die alten Kampfgeister von »Materialismus versus Idealismus« und die uralten von »Empirismus versus Rationalismus« kräftig reanimiert.

Der diesjährige Kongress der Deutschen Gesellschaft für Philosophie hat die harmonische Vereinheitlichungsmetapher von der »Welt der Gründe« als Leitthema. Doch dabei ist klar, dass die Frage, wie die Welt der Gründe – also jedenfalls die Welt, die wir als rationale Personen bevölkern – überhaupt zu verorten sei innerhalb derjenigen Welt, welche die Physiker, obwohl auch sie rationale Personen sind, für die *ganze* natürliche Welt halten, auf scharfe Konfrontationen verweist.

Unser heutiges Kolloquium will mit seinem Titel »Psychoanalyse in der Welt der Gründe« das Ziel andeuten, die Diskurshoheit in der Welt der Gründe nicht den Rationalisten unter den Philosophen zu überlassen, sondern für die Erschließung und Kartierung dieser Welt die Erfahrung derjenigen zu Rate zu ziehen, die als Psychoanalytiker einer Disziplin angehören, die zurecht als eine radikal rationalismuskritische Bewegung in der Moderne gelten darf. Die psychoanalytische Aufklärung sollte m.E. massive Folgen für die anthropologischen Prämissen in allen Humanwissenschaften haben – Konsequenzen, die im Rang den Konsequenzen nicht nachstehen, die der gleichfalls rationalismuskritische philosophische Pragmatismus von Dewey bis Rorty für unser überlegtes Selbst- und Weltbild hat. Gewiss kann man Freud und die Konsequenzen, zumal unter Philosophen, auf eine bloß therapeutische Disziplin, eine Heilkunde und Kunstlehre herunterdefinieren. Aber durch solche Depotenzierungsmanöver, davon bin ich überzeugt, würden wir für wichtige Problemstellungen der praktischen Philosophie so viel verlieren, wie wenn wir uns Darwin und die Konsequenzen damit vom Halse halten wollten, dass die Theorie der natürlichen Evolution ja bloß auf die Welt der Biologie zugeschnitten sei.

Ich meine: Soweit Philosophieren ein Nachdenken ist, das sich so radikal wie möglich und so wenig borniert wie möglich für die relative Vernünftigkeit von etwas interessiert, was immer dies sei, soweit darf praktisches Philosophieren über die Realitäten der menschentypischen Lebensform nicht vornehm tun gegen das reichhaltige, über mehr als hundert Jahren akkumulierte Erfahrungswissen der Psychoanalyse. Wer z. B. über die kapitalistische Marktwirtschaft philosophisch nachdenken will, aber nur die Rationalitätsfiktionen der Märkte oder die Normativität von Rahmenordnungen thematisiert, das psychoanalytische Wissen über Gier, Neid, Rivalität und Fetischismus aber ignoriert, kann nur wirklichkeitsunterbietend philosophieren. Wer über Demokratie, Inklusion und Multikulturalismus nachdenkt, über die Emergenz normativer Ordnungen von Völker- und Menschenrechten aber das psychoanalytische Wissen über die Störbarkeit der Entwicklung von Wir-Identität und Ich-Identität, Verachtung, Frem-

denhass und Selbsthass ignoriert, kann nur wirklichkeitsunterbietend philosophieren. Wer schließlich über Emotionen philosophiert, aber das psychoanalytische Wissen über das menschliche Gefühlsleben ignoriert, wird nur alten Wein in neuen Schläuchen produzieren oder womöglich, weil unsere philosophische Professionalität uns unweigerlich zu *sophisticated technicalities* treibt, gestelzten Unsinn.

Die Psychoanalyse Sigmund Freuds stand für die Idee und das Programm einer allgemeinen wissenschaftlichen Psychologie, die alle bewussten und unbewussten seelischen Prozesse und Strukturbildungen der Person, und zwar der psychisch gesunden wie der psychisch gestörten Person, empirisch erforschen sollte. Was aus diesem Programm bis heute geworden ist, ist eine vielschichtige Frage, mit deren Beantwortung man es sich nicht zu leicht machen sollte. Sicher zu leicht wäre die Antwort, die Psychoanalyse selbst sei gestelzter Unsinn. Leider haben sich außer Popper, der einst die schrille Warnung vor der angeblich unfalsifizierbaren »Pseudowissenschaft« Psychoanalyse ausgab,¹ nur wenige gute Philosophen mit Psychoanalyse beschäftigt, und noch weniger haben dies gründlich getan.² Alasdair MacIntyres 1957 erschienene Studie *The Unconscious: A Conceptual Analysis* verharrt zu sehr im engen Blickwinkel des logischen Empirismus, wie MacIntyre im Vorwort zur Neuauflage 2004 selbstkritisch vermerkt. Paul Ricoeur hat in den 60er Jahren Freuds Theorie von Sinn und Bedeutung gewürdigt,³ Richard Wollheim seit den 70er Jahren Freuds Anthropologie.⁴ Die wissenschaftsphilosophische Analyse der Psychoanalyse, die in Amerika mit Sidney Hooks Symposium 1959 in Schwung kommt,⁵ (ver)endet 1984 in gewissem Sinne mit Adolf Grünbaums Kritik der »Grundlagen der Psychoanalyse«.⁶ Habermas, der 1968 in *Erkenntnis und Interesse* noch Interesse für Psychoanalyse als einen Idealtypus kritischer Theorie gezeigt hatte, hat dieses später verloren. Erst seit etwa zehn Jahren kommen die Auseinandersetzungen mit Psychoanalyse innerhalb der deutschsprachigen Philosophie wieder in Gang, woran die Referenten unseres Kolloquiums einigen Anteil haben. Wegen der immensen Verständigungsprobleme bedarf dieser Polylog in Zukunft der Verstetigung und Verbreiterung, auch und gerade innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Philosophie.

Interessante Spannungen zwischen der psychoanalytisch-naturalistischen Perspektive und der philosophisch-rationalistischen Perspektive zeigen sich an vielen Punkten, von denen die Referenten des Kolloquiums einige im Rahmen der folgenden Fragen bearbeiten: Wie können psychoanalytische Erklärungen personaler Motivation die Standardform der Handlungserklärung aus den Wünschen (bzw. Pro-Einstellungen)

¹ Karl R. Popper: *Conjectures and Refutations*, New York 1962.

² Vgl. *The Cambridge Companion to Freud*, hg. von Jerome Neu, Cambridge 1991.

³ Paul Ricoeur: *Die Interpretation*, Frankfurt 1969.

⁴ Richard Wollheim: *Sigmund Freud*, München 1972. *Philosophical Essays on Freud*, hg. von Richard Wollheim und James Hopkins, Cambridge 1983.

⁵ *Psychoanalysis, Scientific Method and Philosophy*, hg. von Sidney Hook, New York 1959.

⁶ Adolf Grünbaum: *The Foundations of Psychoanalysis. A Philosophical Critique*, Berkeley 1984 [dt.: *Die Grundlagen der Psychoanalyse. Eine philosophische Kritik*, Stuttgart 1988]. Ders.: *A Final Accounting: Philosophical and Empirical Issues in Freudian Psychology*, Harvard 1995.

plus Überzeugungen des Akteurs erweitern? Wie (wenn überhaupt) sollte sich unsere Auffassung der »rationalen Person« erweitern, wenn wir psychoanalytische Einsichten berücksichtigen? Die Bedeutung von »Bedeutung« ist im psychoanalytischen Begriffsrahmen eine andere als im Rahmen jener Bedeutungstheorien, die auf Wahrheitsbedingungen von Propositionen oder Gültigkeitsbedingungen von Äußerungen abheben; welche Differenzen bestehen und was ist Vernünftiges daran? Wie erscheint die Differenz zwischen »Rationalisierung« – eine Form abwehrmotivierter Selbsttäuschung – und »echten« bzw. »transparenten« Handlungsgründen, wenn man methodologische Perspektiven aus Psychologie und Soziologie miteinander verbindet? Lassen sich (einige) psychische Störungsbilder als systematische Orientierungsfehler oder -defizite im Raum der Gründe beschreiben?

Patrizia Giampieri-Deutsch ist Psychoanalytikerin sowie Professorin für Philosophie an der Universität Wien, zudem Lehranalytikerin und Supervisorin der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und der *International Psychoanalytical Association* sowie korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Mitglied in deren Kommission für Linguistik und Kommunikationsforschung.⁷

Achim Stephan ist Professor für Philosophie der Kognition an der Universität Osnabrück und arbeitet besonders über Emergenz, Emotionen und Affektivität. 1989 erschien von ihm *Sinn als Bedeutung: bedeutungstheoretische Untersuchungen zur Psychoanalyse Sigmund Freuds* und 2003 der zusammen mit Henrik Walter herausgegebene Band *Natur und Theorie der Emotion*.⁸

Michael Buchholz ist Diplompsychologe und Soziologe, Professor am Institut für Soziologie der Universität Göttingen, Vertretungsprofessor für Psychoanalyse an der Universität Kassel, sowie in Berlin Gastprofessor an der *International Psychoanalytic University*, wo er Grundlagen der klinischen Psychoanalyse und psychoanalytische Sozialpsychologie lehrt. Viele einschlägige Veröffentlichungen⁹ über Familientherapie, Psychotherapieforschung und das Unbewusste dokumentieren seine interdisziplinäre Offenheit.

⁷ Die wichtigsten Buchveröffentlichungen von Patrizia Giampieri-Deutsch zu unserem Thema sind: *Sensory Perception. Mind and Matter*, hg. zus. m. Friedrich G. Barth und Hans-Dieter Klein, Wien/New York 2012; *Geist, Gehirn, Verhalten: Sigmund Freud und die modernen Wissenschaften*, Würzburg 2009; *Psychoanalysis as an Empirical Interdisciplinary Science: Collected Papers on Contemporary Psychoanalytic Research*, Wien 2005; *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Europäische Perspektiven*, Stuttgart 2002; *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Anglo-amerikanische Perspektiven*, Stuttgart 2004.

⁸ Die neueste für unser Themenfeld hochrelevante Buchveröffentlichung von Achim Stephan ist die zusammen mit Jan Slaby, Henrik Walter und Sven Walter herausgegebene Aufsatzsammlung *Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion der menschlichen Gefühle*, Paderborn 2011.

⁹ Michael B. Buchholz: *Unbewusstes*, zus. m. Günter Götde, Gießen 2011; *Die Psychoanalyse im Pluralismus der Wissenschaften*, hg. zus. m. Karsten Münch, Gießen 2010; *Tat-Sachen: Narrative von Sexualstraftätern*, zus. m. Franziska Lamott und Kathrin Mörtl, Gießen 2008; *Das Unbewusste in der Praxis: Erfahrungen verschiedener Professionen*, Gießen 2008; *Das Unbewusste in aktuellen Diskursen – Anschlüsse*, Gießen 2005; *Macht und Dynamik des Unbewussten: Auseinandersetzungen in Philosophie, Medizin und Psychoanalyse*, Gießen 2005, alle drei Bände hg. zus. m. Günter Götde. *Die unbewusste Familie: Lehrbuch der psychoanalytischen Familientherapie*, München 1995.

Matthias Kettner ist Diplompsychologe und Professor für Praktische Philosophie an der Universität Witten/Herdecke. Er hat seit Auseinandersetzungen mit der Psychoanalysekritik Adolf Grünbaums insbesondere über Deutungslogik gearbeitet.¹⁰

¹⁰ *Reflexionen über das Unbewusste. Philosophie und Psychologie im Dialog*, zus. m. Wolfgang Mertens, Göttingen 2010; Das Konzept der Nachträglichkeit in Freuds Erinnerungstheorie, in: *Psyche*, 4 (1999) 309–342; Psychoanalytische Kulturtheorie – Die Zukunft einer Desillusion, in: *Kulturtheorie. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*, Band 24, hg. von Ortrud Gutjahr, Würzburg 2005, 19–44; How to argue about Psychodynamic Interpretations. A Case Study of Complex Argumentation, in: *Proceedings of the Second International Conference on Argumentation*, hg. von Frans H. van Eemeren, Rob Grootendorst, J. Anthony Blair, Charles A. Willard, Amsterdam 1991, 1051–1061; Peirce's Notion of Abduction and Psychoanalytic Interpretation, in: *Semiotic Perspectives on Clinical Theory and Practice: Medicine, Neuropsychiatry and Psychoanalysis*, hg. von Bonnie E. Litowitz und Phillip S. Epstein, New York 1991, 163–180.

Bewusste Gründe, nicht-bewusste Gründe

Patrizia Giampieri-Deutsch

Es kann der Fall sein, dass Gründe für die eigene Meinung, das eigene Wissen bzw. die eigene Handlung aus der Erste-Person-Perspektive angeführt oder berichtet werden können, die diese Meinung, dieses Wissen bzw. diese Handlung offensichtlich rechtfertigen könnten, also »gute« Gründe darstellen können, die ein anderes Subjekt – z.B. die eigene AnalytikerIn – überzeugen könnten.

Diese vorgebrachten, berichteten und bewussten Gründe müssen jedoch nicht jene Gründe sein, weshalb das Subjekt bzw. die AnalysandIn ihre Meinung, ihren Wissensstand vertritt oder ihre Handlung begründet. Die ausschlaggebenden, »wirklichen« Gründe für eine Meinung, einen Wissensstand, eine Handlung sind erfahrungsgemäß selten bewusst und das Subjekt, in unserem Fall die AnalysandIn, kann darüber kaum Auskunft geben.

In der Psychoanalyse wird jener Prozess, welcher die scheinbar »guten« Gründe hervorbringt, »Rationalisierung« genannt.

1. Rationalisierung in der Psychoanalyse

Der Begriff der Rationalisierung wurde 1908 – Freud zufolge in seiner Laudatio »Ernest Jones zum 50. Geburtstag«, den Autor Jones würdigend – auf dem ersten psychoanalytischen Kongress in Salzburg eingeführt. Damals »tat sich ein junger englischer Arzt hervor, der einen kleinen Aufsatz ›*Rationalisation in Everyday Life*«¹ zur Verlesung brachte. Der Inhalt dieser Erstlingsarbeit ist noch heute aufrecht; unsere junge Wissenschaft war durch sie um einen wichtigen Begriff und einen unentbehrlichen Terminus bereichert worden.«²

¹ Ernest Jones: Rationalisation in every-day life, in: *Journal of Abnormal Psychology* 3 (1908), 161–169.

² Sigmund Freud: Ernest Jones zum 50. Geburtstag (1929a), in: ders.: *Gesammelte Werke*, hg. von Anna Freud u. a., 18 Bde. u. ein unnummerierter Nachtragsband (im Folgenden zitiert als GW), Bd. 14. Frankfurt 1987, 554. Die in Klammern ergänzten Jahresangaben geben das Jahr der Erstveröffentlichung an. Im gleichen Jahr publizierte Schriften werden durch Kleinbuchstaben unterschieden. Die nachgestellten Zahlen nennen das Jahr der Niederschrift. Die Jahresangaben zu den Publikationen Sigmund Freuds sind entnommen aus: Ingeborg Meyer-Palmedo, Gerhard Fichtner: *Freud-Bibliographie mit Werkkonkordanz*, Frankfurt 1989, 15–90.

1.1 Rationalisierung in der Philosophie am Beispiel von Donald Davidson

Während Rationalisierung in der Psychoanalyse klinisch als Abwehrmechanismus verstanden wird, definiert hingegen Donald Davidson in »Handlungen, Gründe und Ursachen« den Begriff »Rationalisierung« bekanntlich anders als in der Psychoanalyse: »Was ist die Beziehung zwischen einem Grund und einer Handlung, wenn der Grund die Handlung erklärt, indem der Grund des Handelnden für sein Tun angegeben wird? Derartige Erklärungen können wir *Rationalisierungen* nennen und sagen, dass der Grund die Handlung *rationalisiert*.«³ Der angeführte Grund »rationalisiert« die Handlung, indem er sie wirklich rechtfertigt. Davidsons Annahme ist, dass der angeführte Grund der ausschlaggebende, »gute«, »wirkliche« Grund für eine Handlung ist. Es wird nicht Ausschau nach einem zweiten verborgenen Grund gehalten, der noch unbewusst wäre.

Darüber hinaus – dadurch Grund mit Ursache gleichsetzend – nimmt Davidson an, »dass die Rationalisierung eine Spielart der kausalen Erklärung ist.«⁴ Ernest Jones sowie mehrere AnalytikerInnen nach ihm würden Davidson übrigens darin folgen. In dem schon erwähnten Rationalisierungsaufsatz spricht Jones durchgehend von »cause«, also von »Ursache«, und nicht von »Grund«.

1.2. Ist Rationalisierung ein Abwehrmechanismus?

Zurück zur Rationalisierung in der Psychoanalyse. Obwohl Anna Freud die Rationalisierung nicht in ihre Klassifizierung der Abwehrmechanismen⁵ aufnimmt und andere – inklusive Jean Laplanche und Jean-Baptiste Pontalis⁶ – ihr darin folgen, tritt Paulina Kernberg dafür ein, die Rationalisierung als einen Abwehrmechanismus zu verstehen, der folgendermaßen formuliert werden könnte: »Ich offeriere mögliche Erklärungen statt der eigentlichen.«⁷ Paulina Kernberg unterteilt die Abwehrmechanismen in vier Gruppen, die der normalen, der neurotischen, der Borderline- und der psychotischen Abwehr dienen, und zählt die Rationalisierung zur neurotischen Abwehr.

Schon Freud sah in der Rationalisierung keine wahnbildende Abwehr. Der Größenwahn, meint Freud, ist *keine* Rationalisierung des Verfolgungswahns (à la »ich muss ein wichtiger Mensch sein, wenn ich von solchen Großmächten verfolgt werde«, vgl.

³ Donald Davidson: Handlungen, Gründe und Ursachen, in: ders.: *Handlung und Ereignis*, Frankfurt 1990 (engl. ursprünglich 1980), 19.

⁴ Ebd., 19.

⁵ Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen, in: dies.: *Die Schriften der Anna Freud*. Bd. 1, München 1980 (engl. ursprünglich 1936).

⁶ Jean Laplanche, Jean-Baptiste Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Bd. 2, Frankfurt 1972 (ursprünglich 1967), 418–419.

⁷ Paulina Kernberg: Aktuelle Perspektiven über Abwehrmechanismen, in: *Bulletin der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung* 1 (1991), 13.

Laplanche und Pontalis⁸). In »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia«, in seinem »Fall Schreber« kritisiert Freud, dass in den Lehrbüchern der Psychiatrie die »Auslösung des Größenwahnes [...] somit einem Vorgang zugeschrieben [wird], den wir nach einem guten Wort von E. Jones ›Rationalisierung‹ heißen.« Freud weigert sich »einer Rationalisierung so stark affektive Konsequenzen zuzutrauen«⁹ und scheint dabei eher an eine Spielart neurotischer als psychotischer Abwehr zu denken. So sind mögliche Beispiele von Rationalisierung in Interaktionen zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn mehr im Rahmen der Analyse einer normal-neurotischen Persönlichkeitsorganisation vorstellbar.

1.3. Der Einwand eines »unendlichen Regresses«

Der Psychoanalytiker Walter Hollitscher hebt hervor, dass Rationalisierung sowohl von BefürworterInnen als auch von KritikerInnen als ein *paradigmatischer* Begriff der Psychoanalyse angesehen wird.¹⁰ In den Worten des Psychoanalytikers Heinz Hartmann: »Die Psychoanalyse versucht, wo immer möglich, Rationalisierungen zu durchschauen und zu der wahren Dynamik der Motivation vorzudringen, die sich hinter ihnen verbirgt.«¹¹

Jedoch stellt sich die folgende Frage: Wie abgesichert ist ggf. die Deutung des von der AnalysandIn explizit angeführten Grundes als eine Rationalisierung? Könnte nicht jener von der AnalytikerIn als »wirklich« gedeutete Grund seinerseits eine Rationalisierung sein? Hollitscher sieht hier die Möglichkeit des Einwandes eines »unendlichen Regresses«, der zur Kritik oder sogar Zurückweisung der psychoanalytischen Methode führen könnte.¹²

1.4. Sind nicht angeführte, nicht berichtbare Gründe irrational?

Keinesfalls müssen die nicht anführbaren, nicht berichtbaren Gründe für die eigene Meinung, das eigene Wissen, die eigene Handlung irrational sein. Vielmehr fallen sie der Abwehr zum Opfer, weil die AnalysandIn sie als nicht zu ihren – affektgetönten – Selbst- und Objektvorstellungen passend erlebt.

⁸ Jean Laplanche, Jean-Baptiste Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Bd. 2, Frankfurt 1972 (Original: 1967), 419.

⁹ Sigmund Freud: *Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)* [Schreber] (1911c [1910]), GW, Bd. 8, 284.

¹⁰ Walter Hollitscher: The concept of rationalization. Some remarks on the analytical criticism of thought, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 20 (1939), 330–332.

¹¹ Heinz Hartmann: *Psychoanalyse und moralische Werte*, Stuttgart 1973 (Original: 1960), 55.

¹² Walter Hollitscher: The concept of rationalization. Some remarks on the analytical criticism of thought, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 20 (1939), 330.

So bringt der Vorgang der Rationalisierung von »wirklichen«, ausschlaggebenden und doch verborgenen Gründen keinesfalls immer Gründe hervor, die rationaler sind als jene »Gründe«, die durch die Abwehr wegrationalisiert werden.

Zugegeben, zumindest seit Paul Ricœurs *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud* genießen psychoanalytische Deutungen den Ruf der »Übung des Zweifels«. ¹³ Insbesondere angeführte *moralische* Gründe für die eigene Meinung und die eigene Handlung erweisen sich oft als Rationalisierungen von »wirklichen«, ausschlaggebenden, *eigen-nützigen* Gründen.

1.5. Auch gute Gründe können rationalisiert werden

Es kann jedoch auch gut das Gegenteil der Fall sein, sodass »wirkliche«, ausschlaggebende Gründe, welche in jeder Hinsicht »gute« Gründe sind, der Abwehr zum Opfer fallen und rationalisiert werden. Auch gegen Über-Ich-Gebote, die von jenem Anteil oder der Substruktur des Über-Ichs im dreiteiligen Strukturmodell des Mentalen ausgehen, die »Gewissen« genannt wird, kann sich der Rationalisierungsvorgang richten. Der Analytiker Heinz Hartmann hat dazu treffend bemerkt: »Es kommt häufig vor, dass Menschen sich entsprechend ihren moralischen Gesetzen verhalten und auf alle Fälle ständig unter ihrem Einfluss stehen und sich doch weigern, zuzugeben, dass es sich um ihre eigenen Gesetze handelt. Eher würden sie versuchen, ihr Verhalten im Sinn ihrer eigenen Interessen oder sonst in ähnlicher Weise zu erklären.« ¹⁴ Derselbe Rationalisierungsvorgang vermag eigenen Über-Ich-Werten des Subjekts widerfahren, die von jenem Anteil oder der Substruktur des Über-Ichs kommen, die psychoanalytisch als »Ich-Ideal« bezeichnet wird.

Eine AnalysandIn kann durchaus ihre »wirklichen« Gründe, die im Rahmen einer Pflichten- bzw. Sollensethik oder einer Werteethik »gut« und ausschlaggebend für ihre Meinung oder ihre Handlung sind, rationalisieren. Ihre Meinung: »Man soll (= Pflicht, Imperativ) anderen Menschen in Not helfen bzw. es ist gut (= Wert), es zu tun« und ihre pflicht- bzw. wertkonformen Handlungen können z. B. durch angeführte Gründe rationalisiert werden, die ihr von ihrer Erste-Person-Perspektive aus kulturell kompatibler, im gesellschaftlicher Kontext akzeptabler erscheinen, z. B. durch Gründe der Eigennützigkeit. ¹⁵

Ihre Meinung kann die AnalysandIn auf diese Weise rationalisierend begründen: »Anderen Menschen in Not zu helfen, lohnt sich wegen des guten Rufes, der ›Publicity‹, wegen einer möglichen Belohnung usw.« Auch ihre Handlung kann sie rationa-

¹³ Paul Ricœur: *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud*, Frankfurt 1974 (ursprünglich 1965), 45.

¹⁴ Heinz Hartmann: *Psychoanalyse und moralische Werte*, Stuttgart 1973 (ursprünglich 1960), 33.

¹⁵ Vgl. auch Patrizia Giampieri-Deutsch: Aggression und Normengenese. Zum ethischen Subjekt in der Psychoanalyse, in: *Geschichte und Gegenwart* 18/4 (1999), 227–244; dies.: Ethik in der österreichischen Philosophie, in: *Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*, Bd. 6.2: *Philosophie und Religion: Gott, Sein und Sollen*, hg. von Karl Acham, Wien 2006, 441–498.

lisierend begründen: »Ich helfe anderen Menschen in Not, denn es wird mir Vorteile bringen«, selbst wenn ihr in ihren Assoziationen nichts Konkretes als ein möglicher Sekundärgewinn einfallen will.

Hartmann hatte zur Rationalisierung der Über-Ich-Gebote und der Über-Ich-Werte bemerkt: »Häufig spielen bei diesen Haltungen kulturelle Faktoren eine überragende Rolle. Wir beobachten heute eine starke Tendenz, [...] die Moral als ein unglückliches und beschwerliches Relikt religiöser oder metaphysischer Systeme aufzufassen. Dabei werden die moralischen Imperative des Menschen als etwas angesehen, das seinem Wesen nach nicht psychologisch ›real‹ ist oder das auferzungen wurde und bösartige Auswirkungen hat.«¹⁶

Die beschriebene Wegrationalisierung der »guten« ausschlaggebenden Meinungs- und Handlungsgründe der AnalysandIn hängt nach psychoanalytischer Auffassung mit ihren unbewussten Selbst- und Objektvorstellungen zusammen, mit den unbewussten Meinungen, dem Wissen, welches das Subjekt sich selbst und seinen bedeutenden Anderen, seinen »Objekten« – darunter auch der AnalytikerIn – zuschreibt.

2. Was ist ein Objekt? Objektbeziehungstheorie

Der Ausdruck »Objekt« bezieht sich nicht auf einen unbelebten Gegenstand im Unterschied zu »Subjekt«, sondern auf emotional bedeutsame andere Subjekte, wie sie jedes Subjekt im Laufe der eigenen Entwicklung verinnerlicht. Eine Theorie der Selbst- und Objektvorstellungen bildet einen zentralen Baustein in der gegenwärtigen psychoanalytischen Theorie des Mentalen.¹⁷ Eine große klinische Objektbeziehungstradition innerhalb der Psychoanalyse geht auf Sándor Ferenczi zurück, jenen alt-österreichischen, ungarischen Pionier der Psychoanalyse, der von Beginn an die Relevanz aller prä-, para- oder einfach nicht verbalen Äußerungen der menschlichen Subjektivität anerkannte. Die Objektbeziehungstheorie stellt heute einen integrierten Teil des Standardmodells der Gegenwartspsychoanalyse dar und durchdringt die alltägliche klinische Arbeit, sowohl in der psychodynamischen Psychiatrie wie in den psychodynamisch orientierten Psychotherapien.¹⁸

Im Laufe meiner Editionsarbeit an der Freud-Ferenczi Korrespondenz gelang mir der Nachweis, dass die Objektbeziehungstheorie so alt wie die Psychoanalyse selbst ist, da Ferenczi von Anfang an an ihr arbeitete und sie in die analytische Theorie und

¹⁶ Heinz Hartmann: *Psychoanalyse und moralische Werte*, Stuttgart 1973 (ursprünglich 1960), 1960, 33.

¹⁷ Patrizia Giampieri-Deutsch: Zum »Objekt« in der psychoanalytischen Theorie des Mentalen und in der klinischen Theorie, in: *Wiener Jahrbuch für Philosophie* 32 (2001), 157–175. Vgl. auch Donald McIntosh: Cathexes and their objects in the thought of S. Freud, in: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 41 (1993), 679–709; Leo Rangell: The object in psychoanalytic theory, in: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 33 (1985), 301–334.

¹⁸ Patrizia Giampieri-Deutsch: Ferenczis Beitrag zur Theorie des psychoanalytischen Prozesses, in: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* 10 (1995), 259–291.

Behandlungstechnik integrierte. Ferenczi ist daher weniger bei den GründerInnen der historischen Psychoanalyse einzureihen, sondern vielmehr als der Vorläufer der gegenwärtigen Psychoanalyse anzusehen.¹⁹

Ferenczi bewegte sich von einem frühen Modell der mentalen Entwicklung in der psychoanalytischen Theorie, das nur *ein* Subjekt berücksichtigt, zu einem Modell des Mentalen, des Geistes, das von *zwei Subjekten in Beziehung zueinander* ausgeht. Ferenczis psychoanalytische Objektbeziehungstheorie ist nicht nur eine Theorie der Pathologie und der Behandlungstechnik, sondern auch eine Theorie des Mentalen und der mentalen Entwicklung.

In seiner Untersuchung zu Introjektion und Übertragung²⁰ widmet sich Ferenczi dem »Objekt« des Ichs und berücksichtigt schon im Jahr 1909 die Dimension der Intersubjektivität. Die Introjektionsprozesse, die Ferenczi hier zu untersuchen beginnt, sind alle Vorgänge, durch die das Ich die Beziehung zu einem äußeren Subjekt (dem »Objekt«) bildet, dieses Objekt in sich aufnimmt und eine innere, mentale Welt mit internen mentalen Objekten aufbaut.²¹ Die Introjektion ist eine Ausweitung des Ichs, die »Ausdehnung des ursprünglich autoerotischen Interesses auf die Außenwelt durch Einbeziehung derer Objekte in das Ich.«²² Während für Freud die Beziehung des Ichs zu einem Objekt eher eine spätere Entwicklung darstellt, ist die Bindung des Ichs an ein Objekt für Ferenczi primär. Während Freud eher die intrapsychischen Phänomene betont, hebt Ferenczi mehr die intersubjektiven Aspekte hervor und die »Budapester Schule«, darunter Michael Balint und Imre Hermann, wird Ferenczis Ansätze weiterentwickeln.

Der menschliche Geist ist relational und muss in einem intersubjektiven Zusammenhang untersucht werden. Entwicklung und Pathologie finden in der Beziehung zur Familie und zu den wichtigen frühen Menschen, den psychoanalytischen »Objekten«, statt. Die Behandlung entwickelt sich in der Beziehung zur AnalytikerIn, sodass die Übertragung der AnalysandIn nur im Zusammenhang mit der Gegenübertragung der AnalytikerIn verständlich wird. Ferenczi ersetzt das Intrapsychische nicht einfach durch das Intersubjektive und damit die klassische psychoanalytische Technik durch eine intersubjektive Variante, sondern erklärt Intersubjektivität zum Ursprung und zur konstitutiven Natur jeder intrapsychischen Struktur.

¹⁹ Patrizia Giampieri-Deutsch: The influence of Ferenczi's ideas on contemporary standard technique, in: *Ferenczi's Turn in Psychoanalysis*, ed. by Peter Rudnytsky, Antal Bókay, Patrizia Giampieri-Deutsch, New York 1996, 224–247; Patrizia Giampieri-Deutsch: Der Beitrag Ferenczis zur psychoanalytischen Theorie des Mentalen, in: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Philosophie in Österreich 1920–1951*, hg. von Michael Benedikt, Reinhold Knoll, Cornelius Zehetner, Wien 2005, 406–415.

²⁰ Sándor Ferenczi: *Introjektion und Übertragung. Eine psychoanalytische Studie*, Wien 1909.

²¹ Vgl. Joseph Sandler, Meir Perlow: Internalization and externalization, in: *Projection, Identification, Projective Identification*, ed. by Joseph Sandler, Madison 1987, 1–11; vgl. auch Patrizia Giampieri-Deutsch: Zum »Objekt« in der psychoanalytischen Theorie des Mentalen und in der klinischen Theorie, in: *Wiener Jahrbuch für Philosophie* 32 (2001), 157–175.

²² Sándor Ferenczi: Zur Begriffsbestimmung der Introjektion, in: ders.: *Bausteine zur Psychoanalyse*, Bd. 1, Bern, Stuttgart, Wien 1984 (ursprünglich 1912), 58.

Späterhin definierte Otto Kernberg die Objektbeziehungstheorie besonders übersichtlich, leider ohne sich dabei auf die grundlegende Forschung von Sándor Ferenczi zu beziehen und sie zu würdigen. Kernberg definiert Objektbeziehungen als Verinnerlichungen der subjekteigenen Beziehungen mit wichtigen anderen Subjekten, die aus folgenden Komponenten bestehen: einem Objektbild (Objektvorstellung) als Repräsentanz des wichtigen anderen Subjektes; einem Selbstbild (Selbstvorstellung) als Repräsentanz von sich selbst in Interaktion mit diesem Objekt; und der Affektlage, sowohl des Objektbildes (Objektvorstellung) wie auch des Selbstbildes (Selbstvorstellung) unter dem Druck der Triebrepräsentanz im Moment der Interaktion.²³ Kernberg zufolge werden auf diese Weise im Verinnerlichungsprozess affektive Gedächtnisstrukturen gebildet, die aus Selbstvorstellungen in Interaktion mit dem wichtigen anderen Subjekt bzw. Subjekten (Objektvorstellungen), durchdrungen von starken Affekten, bestehen, wie z. B. die Verinnerlichung »einer befriedigenden, zuverlässigen Muttervorstellung in Beziehung zu einer liebenden, befriedigten Selbstvorstellung.«²⁴

2.1. Selbst- und Objektvorstellungen und das Strukturmodell des Mentalen

In welcher Beziehung stehen Selbst- und Objektvorstellungen zu Ich, Es und Über-Ich, den drei Instanzen in Freuds dreiteiligem Strukturmodell des Mentalen? In der Verinnerlichung von Objektbeziehungen und ihren affektiven Besetzungen entspringt erst das Modell des Mentalen mit den Strukturen Ich, Es und Über-Ich.²⁵ Schon in den Siebzigerjahren hob Kernberg hervor, »daß Affekte als das früheste motivationale System fungieren und dass die Fixierung einer verinnerlichten Welt von Objektbeziehungen durch das Gedächtnis eng mit Affekten gekoppelt ist.«²⁶ Überdies verinnerlicht das Kind nicht einfach das andere Subjekt als sein Objekt, sondern die ganze, *stark emotional gefärbte Erfahrung der Beziehung* mit diesem Subjekt.²⁷

Nach der Objektbeziehungstheorie werden unbewusste Selbst- und Objektvorstellungen in jeder menschlichen Kommunikation – und in der psychoanalytischen Situation ist das *in concreto* beobachtbar – unter dem Einfluss einer jeweils herrschenden Affektlage aktiviert: »[J]edes Mal wenn eine Objektbeziehung in der Übertragung auflebt, kommt auch ein bestimmter Affektzustand ins Spiel.«²⁸ Im Lauf der psychoanalytischen Behandlung verändern sich Selbst- und Objektvorstellungen und weisen womöglich auf eine Verbesserung des Zustands der AnalysandInnen hin. Was sich hierbei entwickelt, sind jedoch nicht allein die verbalen Selbst-Beschreibungen oder die Beschreibungen

²³ Otto Kernberg: *Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse*. Stuttgart 1981 (ursprünglich 1976), 25.

²⁴ Ebd., 75.

²⁵ Vgl. Otto Kernberg: *Wut und Haß*. Stuttgart 1997 (Original: 1992), 26.

²⁶ Ebd., 28.

²⁷ Vgl. auch Patrizia Giampieri-Deutsch: Zum »Objekt« in der psychoanalytischen Theorie des Mentalen und in der klinischen Theorie, in: *Wiener Jahrbuch für Philosophie* 32 (2001), 157–175.

²⁸ Otto Kernberg: *Wut und Haß*, Stuttgart 1997 (ursprünglich 1992), 23.

der Anderen auf einer bloß sprachlichen Ebene, vielmehr kommt es zu ausdrücklichen Veränderungen auch der Affektlage, der Stimmung, der Gestik und Mimik der AnalysandInnen gegenüber ihren Objekten, d.h. gegenüber der AnalytikerIn innerhalb der klinischen Situation sowie den Menschen außerhalb.

2.2. Unabhängige empirische Belege für die Objektbeziehungstheorie

Der Psychiater und Psychologie Drew Westen konnte überzeugend zeigen, dass eine Reihe von Annahmen Freuds, die in der zeitgenössischen psychoanalytischen Theorie als Grundannahmen gelten, durch unabhängige empirisch-quantitative *psychologische* Forschung in Form indirekter Beweise validiert wurden.²⁹ Zu diesem Zweck stellte Westen eine Fülle experimenteller Ergebnisse von unvoreingenommenen, an Psychoanalyse uninteressierten ForscherInnen zusammen, die sich mit »sozialer Kognition« oder »sozialer Wahrnehmung« beschäftigten. Unter anderem konnte die Annahme überprüft und bestätigt werden, dass die Selbst- und Objektvorstellungen des Subjekts sowie seine Vorstellungen von den Beziehungen zwischen dem Selbst und den Objekten, für alle seine Interaktionen mit anderen Subjekten ausschlaggebend sind.

3. Nicht-bewusste Gründe:

latente, vorbewusste Gründe und dynamisch unbewusste Gründe

Was den Status der ausschlaggebenden, nicht-bewussten, rationalisierten Gründe betrifft, entsteht als erstes die Frage, ob diese Gründe vorbewusst bzw. latent sind. Anders gefragt: Ob die Analysandin durch Willensanstrengung (Nachdenken, Reflexion) sich diese Gründe bewusst machen könnte. Anders würde es sich mit »dynamisch unbewussten« Gründen verhalten: Hier würden Willensanstrengungen alleine nicht ausreichen, um sie sich bewusst zu machen.

3.1. Latente, vorbewusste Gründe

Insofern die »wirklichen«, nicht-bewussten, rationalisierten Gründe einfach vorbewusst bzw. latent sind, ist ein Nachdenken möglich: manchmal sind keine Deutungen notwendig, damit vorbewusste Gründe im analytischen Prozess erkennbar werden.

Jene »guten« Gründe beispielsweise, die zwar im Rahmen einer Pflichten- oder Soll-ethik bzw. einer Werteethik »gut« sind, jedoch Opfer der Rationalisierung wurden, kann die Analysandin im Laufe ihrer Analyse spontan erkennen, indem sie sich selbst als ein einheitlich nach eigenen moralischen Pflichten und Werten, eigene Meinungen

²⁹ Drew Westen: The scientific status of unconscious processes: Is Freud really dead?, in: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 47 (1999), 1061–1106.

vertretendes, handelndes Subjekt ansieht: »Das Individuum lernt, die moralischen Ziele, Ideale und Forderungen, an die es sich tatsächlich gebunden fühlt, deutlicher zu sehen und sie im Zusammenhang seiner Persönlichkeit und als seine eigenen zu verstehen. Sie wissen, wie sorgfältig wir es in der Analyse vermeiden, unseren Patienten ethische Forderungen aufzuerlegen. Aber was häufig als eine Konsequenz der Analyse eintritt ist, dass die eigenen authentischen Werte des Patienten in seinen Kodices dominant werden.«³⁰

3.2. *Dynamisch unbewusste Gründe*

Für dynamisch unbewusste Gründe sind Deutungen jedoch von Relevanz. Von der Dritte-Person-Perspektive aus wird die AnalytikerIn in ihrem Zuhören die explizit angeführten Gründe vorerst annehmen, da sie sich zur bewussten und nachvollziehbaren Rechtfertigung der Meinung, des Wissens bzw. der Handlung der AnalysandIn eignen. Die explizit berichteten »guten« Gründe sind oft alles, worüber die AnalysandIn verfügt: sie können nicht einfach kurzerhand wegedeutet werden.

Den Einfällen der AnalysandIn zuhörend, sammelt die AnalytikerIn in freischwebender Aufmerksamkeit Spuren zur Entwicklungsgeschichte des Grundes, zu dessen »Genese«. Sie stellt sich die Frage, ob der angeführte Grund als Ergebnis eines Spiels antagonistischer Kräfte – wie Impuls und Abwehr – als eine Rationalisierung hervorgehen konnte. Es geht ihr um die »Dynamik« des Grundes.

Zur Einschätzung der affektiven Besetzung des angeführten Grundes, zur »Ökonomie« des Grundes stellt sie sich die Frage, ob die Infragestellung des angeführten Grundes eine intensive oder gar keine affektive Reaktion hervorruft.

Auch folgt sie den Spuren der Zusammensetzung der Gründe der AnalysandIn, ihrer inneren »Welt der Gründe« als ein zusammenhängendes Ganzes. Des weiteren vergleicht die AnalytikerIn die explizit angeführten Gründe mit jenen Gründen, die die AnalysandIn in ihren Einfällen den Objekten ihres Umkreises zuschreibt (z. B. mit jenen Gründen, die sie Personen ihrer Familie zuschreibt, mit vergangenen und gegenwärtigen Gründen, sowie mit jenen meist gegenwärtigen Gründen, welche die AnalysandIn ihren ArbeitskollegInnen und Personen ihrer sozialen Gruppe zuschreibt).

Welche Gründe schreibt die AnalysandIn der AnalytikerIn zu? Die Zuschreibungen der AnalysandIn können realistisch oder aber Rationalisierungen sein. So wird es manchmal vorkommen, dass im Rahmen der Übertragung und der sogenannten »Übertragungsregression« der AnalysandIn diese der AnalytikerIn Gründe zuschreibt, die auf keinen Fall Gründe der AnalytikerIn selbst sind. Nach psychoanalytischer Auffassung verändert sich im Regressionsprozess die Objektbeziehung aus einer *realitätsorientierten*, in der die AnalytikerIn als empathisch und wohlwollend erlebt wird, hin zu einer Objektbeziehung, die mehr der jeweiligen *Übertragung* der AnalysandIn entspricht.

Um noch einmal auf das vorhin diskutierte Beispiel der Moralgründe unter kulturellem Anpassungsdruck zurückzukommen: Für jene »guten« und dennoch wegrati-

³⁰ Heinz Hartmann: *Psychoanalyse und moralische Werte*, Stuttgart 1973 (ursprünglich 1960), 71.

onalisierten Gründe wäre z.B. eine Objektbeziehung mit einem Elternteil als Objekt der AnalysandIn vorstellbar, das sich zwar korrekt benimmt und implizit nach klaren Wertigkeiten lebt, sich jedoch gleichzeitig über die eifrige, um die Liebe des Elternteiles werbende Pflichtbewusstheit des Kindes lustig macht oder jener Naivität ideeller Werte mit Hohn und Spott begegnet. Möglicherweise nimmt das Kind die implizit vorhandenen Pflichten und Werte wahr, ahmt sie nach und will sie durch deren Ausdruck explizit machen. Das beschämte Kind, das sich peinlich und lächerlich, also ungeliebt und abgelehnt fühlt, muss unerträgliche Affekte wie Scham und das Gefühl des Abgewiesenwerdens abwehren. Möglicherweise steht das Elternteil auch einfach vor soviel Tugend verlegen da – keinesfalls die Liebe zum Kind in Frage stellend –, was das Kind jedoch kaum richtig verstehen kann.

So kann sich die AnalysandIn in der Übertragung plötzlich spöttisch und höhnisch geben, sich somit mit der Objektrepräsentanz des Elternteils identifizieren. Die AnalytikerIn könnte sich in ihrer Gegenübertragungsantwort darauf – in, wie es psychoanalytisch heißt, »konkordanter Identifizierung« mit dem unbewussten kindlichen Selbst der AnalysandIn – ihrerseits naiv, inadäquat und beschämt fühlen. Oder sie könnte in »komplementärer Identifizierung« mit dem unbewussten Objekt der AnalysandIn spüren, wie auf sie und in sie hinein die spöttische Objektrepräsentanz des Elternteils projiziert wird, während sich die AnalysandIn selbst beschämt und abgewiesen fühlt.

3.3. *Das Timing der Deutung*

Im Gegensatz zur »Spontaneität« wilder Interpretationen wird, was die AnalytikerIn erlebt und versteht (in diesem Fall der wirkliche, ausschlaggebende, hinter seiner Rationalisierung verborgene Grund), keineswegs direkt als Deutung mitgeteilt. Vorbereitende Interventionen tasten das Terrain für die Deutung vorsichtig ab. Was die AnalytikerIn erlebt und versteht, wird sie vorerst für sich behalten, bis der geeignete Zeitpunkt für die Deutung gefunden ist.

Enrique Pichon-Riviere und Madeleine Baranger haben den passenden Zeitpunkt für eine Deutung »Dringlichkeitspunkt« genannt. Anders als bei Melanie Klein, die diesen Terminus ebenfalls benutzt, ist bei ihnen von der *Zugänglichkeit* der Deutung die Rede, die für die AnalysandIn erst zu diesem Zeitpunkt kognitiv verständlich und affektiv annehmbar wird. Die Deutung wird nicht nur mit Rücksicht auf die sich einstellende Zugänglichkeit für die AnalysandIn zurückgehalten, sondern, wie Baranger unterstreicht, auch mit Rücksicht auf eine maximale Wirkung zu einem spezifischen Moment der Sitzung und des analytischen Prozesses. Baranger nennt dies das »Timing« der Deutung.³¹

Auch Kernberg reflektiert zunächst in diese Richtung: »Natürlich verspürt der Analytiker manchmal den starken inneren Drang, unmittelbar mit einer Deutung einzugrei-

³¹ Madeleine Baranger: The mind of the analyst: From listening to interpretation, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 74 (1993) 15–24.

fen«, legt der AnalytikerIn dann aber nahe, sich mit dem Material »zunächst einmal nur innerlich auseinanderzusetzen«,³²

Die Abwehr der AnalysandIn, die sie in ihrem Denken und Handeln behindert, kann dann am besten abgelegt werden, wenn sich die Notwendigkeit der Abwehr erübrigt: wenn der analytische Raum als gut genug erlebt wird; wenn er als intrapsychisch und intersubjektiv sicher erfahren wird, also als vor inneren Angriffen wie auch vor möglichen Angriffen der AnalytikerIn geschützt erlebt wird. Anders gesagt: Wenn die AnalysandIn das Gefühl hat, dass genug Raum vorhanden ist, ihre eigenen Gedanken zu denken und ihre eigenen Handlungen durchzuführen.

Das ist auch jener Punkt, an dem sich Selbst- und Objektvorstellungen modifizieren und weiterentwickeln können.

³² Otto Kernberg: *Wut und Haß*, Stuttgart 1997 (ursprünglich 1992), 116.

Zur Adäquatheit von Emotionen und existenziellen Gefühlen

Achim Stephan

Unter Philosophen und Psychologen besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass sowohl länger andauernde Emotionen wie z.B. ein chronischer Groll oder lebenslange Trauer als auch kurzzeitige emotionale Episoden wie eine vorübergehende Befürchtung oder Freude auf Vorkommnisse in der Welt gerichtet sind – auf Ereignisse, Situationen, Personen oder Objekte – und diese in einer spezifischen Weise präsentieren, mit anderen Worten: dass sie *Intentionalität* haben.¹ Emotionen erschließen jedoch nicht nur Aspekte der (Außen-)Welt, sondern zugleich immer auch die konkrete subjektive Situation des Fühlenden.² Wer sich zum Beispiel *vor* einer Gefahr fürchtet, was eine Form des *Weltbezugs* ist, fühlt *sich* zugleich gefährdet, also in einer spezifischen Hinsicht verletzlich oder angreifbar – eine Form des *Selbstbezugs*. Darüber hinaus verweist die Furcht darauf, dass eigene zentrale Anliegen und Bedürfnisse nicht erfüllt werden, nämlich die nach Sicherheit und körperlicher Integrität. Wer hingegen über einen unwiederbringlichen Verlust trauert (*Weltbezug*), fühlt sich zugleich ärmer zurückgelassen und beraubt (*Selbstbezug*). Im Groll nehmen wir etwas als einen Affront gegen uns wahr – üblicherweise die Handlung oder Haltung einer anderen Person, die uns in abweisender Form betrifft. Im selben Augenblick deuten wir uns selbst als enttäuscht, attackiert, gering-schätzig behandelt oder geschädigt durch das, was die andere Person getan bzw. unterlassen hat. Unserem Bedürfnis nach Respekt und Anerkennung der eigenen Anliegen scheint nicht Rechnung getragen zu werden.

Jedes emotionale Fühlen ist ein solches *Sich-angesichts-von-etwas*-Fühlen, wobei die beiden Pole (*Sich*-Fühlen und *Angesichts-von-etwas*-Fühlen) untrennbar aufeinander bezogen sind. Diese Wechselseitigkeit von Selbstbezug und Weltbezug in emotionalen Prozessen, die zugleich vor dem Hintergrund kultureller Prägungen zu denken ist, macht wesentlich die Bedeutung von Emotionen als spezifisch *subjektive* Bewertungen der Welt aus: Durch Emotionen erfolgt eine *spürbare* Einschätzung der Welt gerade hinsichtlich derjenigen Dimensionen, die für die fühlende Person eine spezifische Bedeutung haben.

¹ Vgl. z.B. Nico H. Frijda: Varieties of affect: emotions and episodes, moods, and sentiments, in: *The nature of emotion. Fundamental questions*, ed. by Paul Ekman, Richard J. Davidson, New York, Oxford 1994, 59–67; Ronald de Sousa: Emotion, in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, spring edition 2010, (<http://plato.stanford.edu/archives/spr2010/entries/emotion>, erhalten am 25.02.2011); Dominik Perler: *Transformationen der Gefühle. Philosophische Emotionstheorien 1270–1670*. Frankfurt 2011.

² Zu den »Aspekten der Welt« können freilich auch Gedanken und Handlungen des affektiv involvierten Subjektes selbst gehören: So kann man über eigene Wünsche erschrocken sein, sich wegen begangener Verfehlungen schämen und sich vor eigenen aggressiven Impulsen fürchten. Dennoch bleibt auch hier die Doppelstruktur der emotionalen Bezogenheit erhalten: *Sich-angesichts-von-etwas*-Fühlen.

Mit dieser Diagnose ist zugleich der Rahmen abgesteckt, in dem wir uns bewegen, wenn wir uns mit Fragen nach der Angemessenheit (oder Adäquatheit) emotionaler Reaktionen beschäftigen: Angemessene Emotionen haben – wie Jean Moritz Müller es nannte – sowohl ein *fundamentum in re* als auch ein *fundamentum in persona*.³ Darüber hinaus scheinen sie aber auch noch ein *fundamentum in cultura* zu haben: denn in der Regel signalisieren uns weitere Mitglieder unseres (oder auch eines anderen) kulturellen Umfelds, ob sie unsere emotionalen Reaktionen für angemessen und akzeptabel halten.⁴ Gegen Ende des Beitrages werde ich mögliche Spannungen beleuchten, die entstehen können, wenn »kulturelle Erwartungen« im weitesten Sinne nicht mit den emotionalen Reaktionen eines Individuums zur Passung zu bringen sind.

Zur Einführung und Erläuterung der verschiedenen Faktoren, die im Hinblick auf Adäquatheitsüberlegungen emotionaler Reaktionen eine wichtige Rolle spielen, beginne ich mit einem vergleichsweise einfachen Fall: Ein Winzer, der im Spätsommer vor einer überaus guten Traubenernte zu stehen glaubt, erfährt in den Wetternachrichten von einem heranziehenden Gewitter, das sehr wahrscheinlich mit Starkregen und Hagel einhergehen wird. Er ist in Sorge, dass das angekündigte Unwetter seine Ernte vernichten könnte. Als die ersten Tropfen fallen, spürt er eine innere Unruhe und Anspannung, die sich angesichts der taubeneigroßen Hagelkörner, die kurz danach auf sein Anwesen prasseln, zu schlimmsten Befürchtungen ausweitert; dazwischen mischen sich Anflüge von Panik und Verzweiflung. Auch hadert er mit sich selbst, dass ihm die Beiträge zur Hagelversicherung in der Vergangenheit als unangemessen hoch erschienen waren und er deshalb keinen Versicherungsschutz abgeschlossen hat. Nachdem das Unwetter verzogen ist, fährt er zu den Anbaugebieten, um nachzusehen: Erleichtert stellt er fest, dass die Schneise der Verwüstung nicht den Wingert getroffen hat, an dem seine besten Trauben wachsen.

Vor dem Hintergrund dieser kleinen Episode können wir bereits einige der zentralen Komponenten bestimmen, die für Adäquatheitsüberlegungen emotionaler Prozesse relevant sind (vgl. dazu auch Abb. 1): Die verschiedenen emotionalen Regungen des Winzers, des emotional reagierenden SUBJEKTS, sind alle auf *etwas* gerichtet – das ZIEL der jeweiligen emotionalen Reaktion. Im Allgemeinen kann dieses ein Ereignis, ein Sachverhalt, ein Gegenstand, eine andere Person, aber auch man selbst sein: Hier sind es unter anderem das vermeintlich Unheil bringende *Gewitter*, vor dem sich der Winzer sorgt; er *selbst*, sofern er angesichts seines Versäumnisses, eine Versicherung abgeschlossen zu haben, mit sich hadert; sowie der von ihm mit Erleichterung registrierte Sachverhalt, dass die Trauben weitgehend heil geblieben sind.

Aber lösen die genannten Ziele überhaupt emotionale Reaktionen aus, und mehr noch: weshalb gerade die hier angeführten? Offenbar *tangieren* sie alle etwas, das für

³ Vgl. Jean Moritz Müller: Emotion, Wahrnehmung und evaluative Erkenntnis, in: *Affektive Intentionalität*, hg. von Jan Slaby, Achim Stephan, Henrik Walter, Sven Walter, Paderborn 2011, 100–127, hier: 126.

⁴ Vgl. David Wiggins: Ein vernünftiger Subjektivismus, in: *Philosophie der Gefühle*, hg. von Sabine Döring, Frankfurt 2009, 496–510, hier: 500–503.

den Winzer *bedeutsam* ist – den FOKUS der Emotionen. Vordergründig sind es die Reben mit ihren voll ausgereiften Trauben, doch dahinter steht das Anliegen, Wein aus diesen zu gewinnen: guten Wein, der sich deutschlandweit verkaufen lässt, von dessen Erlös der Lebensunterhalt bestritten, die Familie ernährt, das Weingut fortgeführt werden kann. Die eigene Existenz steht also im Fokus; das ist es, worum es letztlich geht.

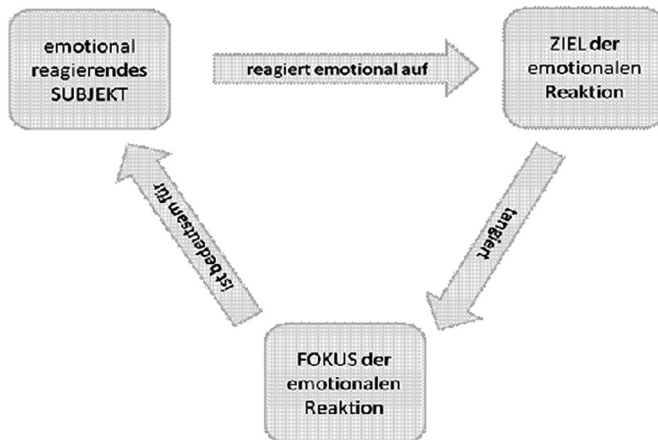


Abbildung 1. Triangulierung emotionaler Reaktionen

Die emotionalen Reaktionen des Winzers sind plausibel und erscheinen damit angemessen, da ihre Ziele, also das, worauf sie bezogen sind (das Gewitter, die eigene Person, die Trauben) tatsächlich *Eigenschaften* haben, die das, was Bedeutsamkeit für ihn hat (den Fokus seiner Emotionen) ernsthaft tangieren:⁵ Das hagelbringende Gewitter hat etwas Bedrohliches für ihn, da es seine Ernte zerstören könnte, seine frühere Unterlassung, eine Hagelversicherung abzuschließen, hat etwas selbstverschuldet Ärgerliches, da sie die Kompensation des zu erwartenden Schadens ausschließt, die Unversehrtheit der Trauben hat etwas freudig Erleichterndes, insofern der befürchtete Schaden ausgeblieben ist. Hier stimmen also die Verhältnisse. Die verschiedenen Aspekte und Veränderungen tangieren in der Tat den (hier: gemeinsamen) Fokus seiner emotionalen Reaktionen – seine berufliche Existenz.

Zugleich wird in dieser Episode ein übergeordnetes Muster erkennbar, innerhalb dessen die einzelnen emotionalen Regungen als Teile eines größeren kohärenten Zusammenhangs erscheinen. Würde jenes Muster auf die eine oder andere Art durchbrochen, so bestünde Anlass nachzufragen: zum Beispiel, wenn *ceteris paribus* der Winzer keine

⁵ Das ist das, was seit Kenny (1963) etwas unglücklich das »formale Objekt« der Emotion genannt wird: Das sogenannte »formale Objekt« ist eine *Eigenschaft*, die durch die emotionale Reaktion ihrem Ziel, also dem, worauf sie sich bezieht, implizit zugeschrieben wird und kraft derer diese Reaktion (schon aus logischen Gründen) als plausibel angesehen werden kann. Vgl. Anthony Kenny: *Handlung, Emotion und Wille*, in: *Philosophie der Gefühle*, hg. von Sabine Döring, Frankfurt 2009, 76–82, hier: 80–82.

Erleichterung angesichts der Tatsache spürte, dass sein Wingert vom Unwetter nicht betroffen war. Ebenso merkwürdig wäre es, wenn sich die Bedeutsamkeit des Fokus seiner emotionalen Reaktionen nicht auch an anderer Stelle zeigte: zum Beispiel, wenn es ihn *ceteris paribus* gleichgültig ließe, sollte ein Schwarm von Krähen seine Rebstöcke kahlfressen oder eine neue EU-Richtlinie die Vermarktung seines Weins erschweren. Kurz: Erst in einem solchen übergeordneten Muster erwirbt jede einzelne emotionale Reaktion ihren plausiblen Platz, zugleich trägt sie zur Konstitution jener Bedeutsamkeit bei, die der Fokus der entsprechenden emotionalen Reaktionen hat.⁶

Wir sehen an der bisherigen Analyse aber auch, dass die Angemessenheit einer einzelnen emotionalen Reaktion – Angemessenheit in puncto Typus und Stärke – von wenigstens zwei Faktoren abhängt. Zum einen muss sie ein *fundamentum in re* haben, das heißt, der Gegenstand, auf den sie sich bezieht, muss es auch »verdienen«, ihr Ziel zu sein; zum anderen muss sie ein *fundamentum in persona* haben, das heißt, die Bedeutsamkeit des Fokus einer einzelnen emotionalen Reaktion muss in einem übergeordneten kohärenten Muster verankert sein, das sich durch eine Vielzahl emotionaler Reaktionen ergibt. Fehlt eines der beiden Fundamente, so erscheint eine emotionale Reaktion als in bestimmter Hinsicht fragwürdig oder unangemessen.

Typische Beispiele für emotionale Reaktionen, die unangemessen erscheinen, weil ihnen ein *fundamentum in re* fehlt, obgleich durchaus ein übergeordnetes Muster erkennbar wird, das der jeweils einzelnen emotionalen Reaktion einen kohärenten Rahmen gibt, sind die verschiedenen Phobien wie Höhenangst, Flugangst oder Platzangst. Üblicherweise reagiert eine Person, die unter Höhenangst leidet, gleichermaßen phobisch, sei es, dass sie sich auf einer hohen Brücke, einem Kirchturm oder einem steilen Anstieg im Gebirge befindet. Und entsprechend spürt sie eine große Erleichterung, wenn sie diesen Herausforderungen nicht länger ausgesetzt ist. Obgleich emotionale Reaktionen dieses Typs also ein *fundamentum in persona* zu haben scheinen, kann ihnen kaum ein *fundamentum in re* zugesprochen werden:⁷ Die hohe Brücke ist durch ein stabiles Gelände gesichert, Flugreisen sind statistisch sehr viel sicherer als der gewöhnliche Straßenverkehr, Aufzüge bleiben normalerweise nicht stecken, usw. Da dies in der Regel auch von den Betroffenen so eingeschätzt wird, erscheinen ihnen ihre Phobien oft selbst als inadäquat und regulierungsbedürftig. Daher wenden sie sich häufig hilfesuchend an Therapeuten.

⁶ Es ist vor allem Bennett Helms Verdienst, die holistische Struktur emotionaler Verhältnisse sorgfältig herausgearbeitet zu haben. Auch argumentiert er überzeugend dafür, dass wir durch die Wechselseitigkeit der Konstitution emotionaler Bedeutsamkeit nicht in einen vitiösen Zirkel geraten. Vgl. Bennett Helm: Affektive Intentionalität: Holistisch und vielschichtig, in: *Affektive Intentionalität*, hg. von Jan Slaby, Achim Stephan, Henrik Walter, Sven Walter, Paderborn 2011, 72–99, hier: 73 und 78–83.

⁷ Ähnliches gilt für übermäßige Trauer (z. B. wenn jemand um eine überfahrende Schnecke in einem Ausmaß trauert als sei der nächste Angehörige verstorben) oder vollkommen fehlende Aggressionshemmung (z. B. wenn jemand kleinste Meinungsunterschiede als beleidigend oder ehrverletzend wahrnimmt und darauf ohne Abklärung massiv aggressiv reagiert). In Fällen wie diesen fehlt der emotionalen Reaktion ebenfalls ein *fundamentum in re*.

John Bowlby hat zu diesen Phänomenen für den Fall der Angst allerdings eine interessante Überlegung angestellt; er schreibt: »Wenn wir fragen, wie es kommt, dass solche Situationen [plötzliche Veränderungen wie Geräusche, Klippen] bei den Tieren so vieler Arten leicht Angst auslösen, ist unschwer zu erkennen, dass keine dieser Situationen gefährlich *an sich*, aber jede in gewissem Maße *potentiell* gefährlich ist. Anders ausgedrückt: Die potentielle Gefahr muss nicht einmal *groß* sein, es genügt, wenn das Risiko leicht *erhöht* ist, sagen wir, von nur einem Prozent auf fünf Prozent steigt«. ⁸ Überträgt man Bowlbys Überlegung auf die oben angeführten Beispiele und betrachtet diese nicht im Hinblick auf ihre Gefährlichkeit *an sich*, sondern nur im Hinblick darauf, dass durch das Besteigen eines hohen Ortes eine Veränderung eintritt, die eine Gefährdung wahrscheinlicher macht, so kann der emotionalen Reaktion zumindest eine rudimentäre Plausibilität (vielleicht eine biologische Plausibilität) abgewonnen werden. Allerdings beurteilen wir üblicherweise die Angemessenheit von Emotionen nicht aufgrund ihrer Passung zu veränderten Wahrscheinlichkeiten, sondern aufgrund ihrer Passung gegenüber der Sache selbst. ⁹

Neben emotionalen Reaktionen, denen ein *fundamentum in re* fehlt, kann es aber auch Reaktionen geben, denen das *fundamentum in persona* fehlt. Das ist dann der Fall, wenn es gute Gründe für einen Zweifel an der tatsächlichen Bedeutsamkeit des vermeintlichen Fokus einer emotionalen Reaktion für das Subjekt gibt. Ob ein Fokus tatsächlich Bedeutsamkeit für ein emotional involviertes Subjekt hat, zeigt sich – wie wir gesehen haben – allerdings kaum in einer einzelnen emotionalen Reaktion, sondern erst in einem ganzen Strauß emotionaler Reaktionen auf Situationen, in denen der gleiche Fokus tangiert ist. ¹⁰ So können höchst wechselhafte Reaktionen bei nahezu gleichbleibendem Fokus – Gleichgültigkeit versus höchste Unbedingtheit, dass x geschehe – für ein Fehlen eines kohärenten *fundamentum in persona* sprechen. Etwaige Schwankungen eines solchen Ausmaßes würden anderen Beteiligten Rätsel bezüglich der Ernsthaftigkeit der Anliegen des involvierten Subjekts oder der Stabilität seiner Persönlichkeit aufgeben.

Die Schwankungen in den emotionalen Reaktionen eines Subjekts bezüglich desselben oder eines ähnlichen Zieles bei vermeintlich gleichbleibendem Fokus können ihren Grund auch in einer zugrunde liegenden Ambivalenz haben. *Ambivalente* emotionale

⁸ John Bowlby: Selbstvertrauen und wodurch es gefördert wird [1973], in derselbe: *Das Glück und die Trauer: Herstellung und Lösung affektiver Bindungen*, Stuttgart 42011, 130–155, hier: 151.

⁹ Ein Blick auf das Geschehen an den Börsen gibt allerdings Anlass, selbst an dieser Einschätzung zu zweifeln: Wenn ein schwächeres Quartal eines Unternehmens, das immer noch Milliardengewinne einfährt, zu einem Kurseinbruch seiner Aktien an den Aktienmärkten führen kann, und das geschieht nicht zu selten, scheint genau diese Anforderung an emotionale Reaktionen nicht mehr erfüllt zu sein! Das Verhalten ähnelt dann eher dem eines Phobikers als eines an den tatsächlichen Verhältnissen orientierten und analytisch urteilenden Menschen.

¹⁰ Natürlich kann sich über einen längeren Zeitraum auch die Bedeutsamkeit, die jemand oder etwas für einen anderen hat, ändern: Aus Liebe kann Hass werden, aus etwas Wichtigem etwas Belangloses. Damit einhergehend verschiebt sich jedoch das gesamte Muster von Bedeutsamkeiten; damit werden die emotionalen Reaktionen der Vergangenheit nicht inadäquat; diese entstammen noch einem anderen Bedeutungsgleichgewicht.

Reaktionen sind allerdings nicht erratisch, ihnen fehlt kein *fundamentum in persona*. Vielmehr geben einige Ereignisse sowohl zu positiven als auch zu negativen emotionalen Reaktionen Anlass. So kann uns ein und dasselbe ZIEL (z. B. die Eheschließung der Tochter mit ihrem geliebten Freund, der Ruf an eine bedeutende Universität) größte Freude oder Anerkennung bescheren und zugleich mit Konsequenzen verbunden sein, die wir zutiefst bedauern oder gar mit großer Sorge betrachten (die Tochter könnte im Falle der Eheschließung an einen weit entfernten Ort ziehen, so dass es nur noch wenige Gelegenheiten der Begegnung geben wird, der Ruf an die namhafte Universität könnte ein Pendlerdasein zur Folge haben, das es nicht erlaubt, das Familienleben wie gewünscht fortzusetzen, die Kinder gemeinsam groß zu ziehen, weil etwa der Partner am bisherigen Familienwohnsitz selbst beruflich gebunden ist, usw.). Meist sprechen wir in solchen Fällen davon, dass wir ein Ereignis zugleich mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachten. Überwiegt der positive (oder der negative) Aspekt, so erhalten unsere emotionalen Reaktionen eine leicht entgegengesetzte Färbung; sie bleiben ihrem Tonus nach jedoch eindeutig. Manchmal jedoch halten sich die beiden Reaktionen wirklich die Waage: Das Positive an einem Ereignis wird durch das Negative vollständig aufgewogen. In solch ambivalenten Ausgangslagen mag bei größeren Entscheidungsprozessen das Pendel zwischen Zustimmung und Ablehnung durchaus heftig hin und her schwingen, ohne dass daraus geschlossen werden kann, dass die emotionale Reaktion kein solides *fundamentum in persona* hätte: Das Subjekt ist einfach hin und hergerissen. Die Situation ist ambivalent, und insofern ist die ambivalente emotionale Reaktion ihr auch angemessen.

Urteile über die Angemessenheit vieler emotionaler Reaktionen erfolgen immer in einem bestimmten kulturellen Kontext, wobei dieser von überlieferten Familientraditionen im Kleinen bis hin zu gesamtgesellschaftlichen Strömungen im Großen reichen kann. In diesem ist – insbesondere im Hinblick auf öffentliche soziale Interaktionen – mehr oder weniger unausgesprochen »definiert«, ob eine bestimmte Handlungsweise etwa Anlass zu Empörung oder Zorn geben sollte oder ob über sie hinweggesehen werden kann. Umgekehrt gilt das Gleiche natürlich auch für lobenswerte und als erfreulich zu bewertende Handlungen. Ebenso gibt es implizite Regeln, die festlegen, in welchem Ausmaß und durch welche Ausdrucksformen z. B. ein schwerer persönlicher Verlust zu betrauern ist. Obwohl es für zahlreiche emotionale Reaktionen nahezu universell geltende Angemessenheitsvorstellungen zu geben scheint, steht gleichfalls außer Frage, dass es sowohl zwischen verschiedenen Kulturen als auch zwischen verschiedenen Epochen innerhalb ein und derselben kulturellen Strömung zum Teil gewaltige Unterschiede (bzw. Veränderungen) im Hinblick auf die Bewertung emotionaler Reaktionen gegenüber vergleichsweise ähnlichen Ereignissen gibt bzw. gegeben hat. Zum Teil hängt dies mit der (ebenfalls wesentlich kulturell geprägten) Frage zusammen, was als »schicklich« gilt oder als moralisch geboten, erlaubt oder verboten. So hören wir heute nur mit unverständlichem Kopfschütteln von den überaus heftigen, von sittlicher Empörung geradezu befeuerten emotionalen Reaktionen, die 1951 in der äußerst prüden deutschen Nachkriegsöffentlichkeit dem Film *Die Sünderin* und seiner Hauptdarstellerin Hildegard Knef entgegengebracht wurden: Der Erzbischof von Köln, Kardinal Jo-

seph Frings, verurteilte den Film in einem Hirtenbrief, der Ende Februar beim Anlaufen des Films in Köln verlesen wurde. Priester warfen Stinkbomben in Kinos, und Politiker verteilten Flugblätter mit Texten wie »Die Sünderin – Ein Faustschlag ins Gesicht jeder anständigen deutschen Frau! Hurerei und Selbstmord! Sollen das die Ideale eines Volkes sein?«.¹¹ Wie ist diese Situation zu analysieren?

Das ZIEL dieser jeweils in die gleiche Richtung zielenden emotionalen Reaktionen war der deutschlandweite Start des Kinofilms *Die Sünderin*; die Reaktionen galten aber auch den Kinos, in denen er gezeigt wurde, sowie den beteiligten Schauspielern und dem Regisseur. Weshalb der Film Ziel jener sehr heftigen emotionalen Reaktionen wurde, lässt sich den Äußerungen der Beteiligten entnehmen: Er tangierte ihrer Ansicht nach die »öffentliche Moral« oder das, was als die »Ideale eines Volkes« angesehen werden sollten. In dem, was der Film zeigt, empfanden die Akteure diese Ideale als verletzt, beschädigt und insofern den Film und das Verhalten der in ihm und an seiner Vermarktung Beteiligten als »anstößig«. Zugleich hielten sie den FOKUS ihrer emotionalen Reaktion – die öffentliche Sittlichkeit – für höchst bedeutsam, sowohl für sich selbst als auch für die soziale Gemeinschaft im Allgemeinen. Stellt man den Fokus und dessen Bedeutsamkeit für die sich Echauffierenden in Rechnung, so erscheint ihre Reaktion in gewisser Weise als nachvollziehbar: Das ZIEL ihrer Entrüstung hat Eigenschaften, die die (von ihnen *vorausgesetzte*) Sittlichkeit in der Tat in Frage stellen könnten.

Was nach unserem heutigen Verständnis einer Akzeptanz der öffentlichen emotionalen Reaktionen aus dem Jahr 1951 entgegensteht und diese stattdessen als inadäquat erscheinen lässt, ist, dass wir den damals vorausgesetzten FOKUS nicht (mehr) teilen. Das Koordinatensystem im Hinblick auf die Frage, was als sittlich akzeptables Verhalten gilt und welche Bedeutsamkeit das, was als sittlich gilt, für unser öffentliches Leben haben soll, hat sich seither fundamental verschoben. Das, was vor sechzig Jahren als bedeutsam für die öffentliche Moral angesehen wurde, hat diese Bedeutsamkeit eingebüßt. Wir schreiben dem Film – vor dem Hintergrund unserer eigenen, nun sehr freizügigen kulturellen Prägung – keine Eigenschaften zu, die Anlass zu einer Empörung geben könnten: Er ist nicht anstößig. Weder würden wir dem Verhalten der »Sünderin« noch einem gleichartigen Verhalten eines anderen im »wirklichen Leben« mit moralischer Entrüstung begegnen. Die ablehnenden emotionalen Reaktionen haben für uns im Hinblick auf die Inhalte des Films daher kein *fundamentum in re* mehr.

Eine ähnliche Spannung zwischen verbürgten emotionalen Reaktionen anderer und der eigenen Einschätzung, wie wir sie in Bezug auf die Ereignisse wahrnehmen, die vor sechzig Jahren in Deutschland stattfanden, spüren wir aber auch in der Gegenwart, wenn wir in subkulturelle Enklaven im eigenen Land oder in andere Teile der Welt

¹¹ Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Die_Sünderin (PDF erstellt am 29.02.2012, hier: S.2). Mit dem zeitlichen Abstand von mehr als sechzig Jahren erscheint die öffentliche Entrüstung, die dem Film *Die Sünderin* entgegenschlug, insbesondere vor dem Hintergrund bizarr, dass nur wenige Jahre zuvor von Deutschlands Boden ausgehend die ganze Welt mit Krieg und millionenfachem Leid überzogen worden war – eine Tatsache, die sehr viel mehr Anlass zu heftigen emotionalen Reaktionen hinsichtlich der »Ideale eines Volkes« hätte geben müssen.

blicken und z.B. davon erfahren, dass als gravierende Ehrverletzungen empfundene Handlungen anderer wiederholt zu exzessiven Gewaltausbrüchen führen oder dass jungen Paaren im Iran nur deshalb Empörung und Aggressivität von selbsternannten Tugendwächtern entgegengebracht wird, weil sie sich händchenhaltend in die Öffentlichkeit gewagt haben. Auch diesen emotionalen Reaktionen kommt vor dem Hintergrund unserer eigenen kulturellen Prägung kein *fundamentum in re* zu. Das *fundamentum in persona*, das sie zweifellos haben, speist sich in der Regel aus einem *fundamentum in cultura*, das die jeweils emotional Involvierten zumeist mit einigen (oder gar vielen) anderen, ähnlich Empfindenden teilen. Es könnte sich kaum *in persona* etablieren, wäre da nicht der entsprechende (sub-)kulturelle Hintergrund.

Ohne Zweifel führt die – wie wir gesehen haben: unerlässliche – Berücksichtigung der kulturellen Dimension zu weiteren Komplikationen, wenn wir der Frage nach der Angemessenheit emotionaler Reaktionen nachgehen wollen. Einige emotionale Reaktionen scheinen nur vor dem Hintergrund einer spezifischen kulturellen Prägung ein *fundamentum in re* zu haben, da nur der entsprechende kulturelle Rahmen die Bedeutsamkeit des der emotionalen Reaktion zugrunde liegenden FOKUS für die Mitglieder der emotional tangierten sozialen Gruppierung und damit für jedes einzelne ihrer Subjekte festschreibt. Dieser Sachverhalt bedarf sicher noch weiterer Untersuchung und Analyse. Es zeichnet sich jedoch bereits ab, dass emotionale Reaktionen (oder Intuitionen) *per se* kaum geeignet sein werden, zwischen fundamental widerstreitenden Reaktionen und Einstellungen zu entscheiden: So wenig Anstößiges wir vor dem Hintergrund unserer eigenen kulturellen Prägung im Film »Die Sünderin« entdecken können, so viel Anlass zur Empörung gab es seinerzeit für viele Menschen aus der Generation unserer Großeltern. Um bei solch konfligierenden emotionalen Reaktionen zu einer Einschätzung ihrer Angemessenheit zu kommen, die sich nicht auf kulturrelativierende Floskeln beschränkt, dürften daher außer-affektive Gründe eine zentrale Rolle spielen.

Von Brisanz sind dabei Situationen, in denen es zu einer Spannung zwischen den unmittelbaren emotionalen Reaktionen eines Individuums und den Forderungen seiner sozialen Umgebung kommt, insbesondere wenn diese Forderungen oder Gepflogenheiten zu Lasten des hauptsächlich involvierten Subjektes zu gehen scheinen. John Bowlby hat sich dazu umfassend in Bezug auf das Zulassen von Wut im Rahmen von Trauer nach dem Verlust von sehr nahestehenden Angehörigen geäußert: »Die Häufigkeit, mit der Wut als Bestandteil normaler Trauer auftritt, ist unseres Erachtens gewöhnlich unterschätzt worden – vielleicht weil sie so fehl am Platze und so anstößig erscheint.«¹² Ausführlicher führt Bowlby aus: »Es gibt heute genügend Beweise dafür, dass die stärksten und beunruhigendsten, durch einen Verlust hervorgerufenen Affekte die Angst, verlassen zu werden, die Sehnsucht nach der verlorenen Person und die Wut, sie nicht finden zu können, sind – Affekte, die auf der einen Seite mit einem Drang, die verlorene Person zu suchen, verknüpft sind und auf der anderen Seite mit einer Tendenz, jedem wütende Vorwürfe zu machen, der in den Augen der Hinterbliebenen für den Verlust

¹² John Bowlby: Trennung und Verlust innerhalb der Familie [1970], in derselbe: *Das Glück und die Trauer: Herstellung und Lösung affektiver Bindungen*, Stuttgart 42011, 105–129, hier: 110.

verantwortlich ist oder die Wiedergewinnung der verlorenen Person verhindert. Der Hinterbliebene scheint mit seinem ganzen emotionalen Sein das Schicksal zu bekämpfen in dem verzweiferten Versuch, das Rad der Zeit zurückzudrehen und die glücklichen Tage zurückzuerobern, die ihm so plötzlich genommen worden sind. Weit davon entfernt, der Realität ins Auge zu sehen und sich zu bemühen, sie zu akzeptieren, ist der Hinterbliebene in einen Kampf mit der Vergangenheit verstrickt. – Wenn wir einem Hinterbliebenen die Art von Hilfe geben wollen, die er braucht, ist es wichtig, dass wir die Dinge aus seinem Blickwinkel sehen und seine Gefühle respektieren – auch wenn wir manche von ihnen vielleicht für unrealistisch halten.«¹³

Bowlby geht es hier um die Anerkennung dessen, was Sigmund Freud einst »psychische Realität« und Heinz Hartmann in leicht modifizierter Form »innere Realität« genannt haben.¹⁴ Beide betonen, dass jegliche Phantasietätigkeit, selbst wenn sie (wie hier im Falle unerfüllbarer Sehnsüchte oder nicht adressierbarer Wut) *unrealistische* Szenarien voraussetzt, *psychisch real* und insofern für unsere Befindlichkeit von größter Bedeutung ist. Selbst wenn also starken Affekten wie etwa unstillbarer Sehnsucht und maßloser Wut im Falle des endgültigen Verlusts einer nahestehenden Person ein *fundamentum in re* zu fehlen scheint, kann es sinnvoll sein, wenn die soziale Umgebung die übliche Forderung, dass unsere emotionalen Reaktionen ein *fundamentum in re* haben sollten, zurücknimmt und die sich einstellenden Gefühle der Zurückgebliebenen in all ihren Facetten akzeptiert. Für Bowlby sind die »Sehnsucht nach dem Unmöglichen, maßlose Wut, ohnmächtige Trauer, Ekel bei der Aussicht auf Einsamkeit, Bedürfnis nach Mitgefühl und Unterstützung [...] Gefühle, die ein Hinterbliebener ausdrücken und manchmal erst entdecken muss, wenn er Fortschritte machen soll. Doch werden alle diese Gefühle als unwürdig und unmännlich angesehen. Sie auszudrücken, mag bestenfalls demütigend erscheinen; schlimmstenfalls fördert es Kritik und Verachtung heraus. Kein Wunder, dass derartige Gefühle so oft nicht ausgedrückt werden und schließlich vielleicht im Unterbewusstsein weiterwirken.«¹⁵ Aus Bowlbys Befund sollten wir den Schluss ziehen, dass verschiedene emotionale Reaktionen sogar dann als *angemessen* gelten sollten, wenn sie unrealistisch wirken und gegen kulturelle Normen zu verstoßen scheinen; und zwar dann, wenn ihrem Ausdruck und Erleben eine wichtige Rolle für die psychische Gesundheit der emotional reagierenden Subjekte zukommt (und zugleich kein anderer durch diese Reaktionen geschädigt wird).

Die in Fällen des Verlusts eines geliebten Menschen auftretenden Emotionen ähneln in einigen Aspekten leidvollen existenziellen Gefühlen, wie sie mitunter in psychopatho-

¹³ Ebd., 119. Bowlby stützt sich hier im Übrigen auf eine Vergleichsstudie von Maddison und Walker aus dem Jahre 1967, in der diese vierzig Witwen daraufhin untersuchten, wie sie gesundheitlich mit den emotionalen Problemen eines Todesfalls fertig wurden. Diejenigen, die gegenüber Freunden und Verwandten die ganze Bandbreite ihrer Gefühle zeigen konnten, hatten eine erheblich bessere Prognose. Vgl. ebd., 126–128.

¹⁴ Vgl. Sigmund Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* [1916–17], Studienausgabe, Bd. 1, Frankfurt ¹¹1989, 359; Heinz Hartmann: *Bemerkungen zum Realitätsproblem* [1956], in: derselbe: *Ich-Psychologie. Studien zur psychoanalytischen Theorie*, Stuttgart 1972, 236–260, hier: 259.

¹⁵ Ebd., 123.

logischen Zuständen auftreten. Im Unterschied zu Emotionen sind existenzielle Gefühle jedoch nicht auf spezifische Vorkommnisse in der Welt gerichtet, sondern erschließen uns – in einer sehr viel allgemeineren Form affektiver Intentionalität – die Welt als Ganzes.¹⁶ Sie strukturieren als Hintergrundorientierungen unsere spezifischeren Interaktionen mit der Welt – *wie* und *was* wir wahrnehmen, erleben, planen oder denken. Es ist vor allem Matthew Ratcliffes Verdienst, deutlich gemacht zu haben, welche zentrale, wenngleich häufig auch verborgene Rolle existenzielle Gefühle in unserem Erleben spielen, wie sie sich in Psychopathologien verändern und was dies für die Betroffenen bedeutet.¹⁷ Von ihm stammt auch die folgende Auflistung, die einen ersten Eindruck von der Bandbreite existenzieller Gefühle vermittelt: »Die Welt kann uns manchmal fremd, unwirklich, weit entfernt oder nah erscheinen, wir können uns als Teil von ihr oder als getrennt von ihr erleben, wir können das Gefühl haben, Kontrolle über eine Situation zu haben oder uns von den herrschenden Umständen überwältigt fühlen, wir können uns als ein an der Welt Teilhabender fühlen oder wie ein distanzierter, entfremdeter Beobachter, der Dinge anstarrt, die sich nicht ganz ›da‹ anfühlen. Derartige Beziehungen strukturieren jegliches Erleben.«¹⁸

An anderem Ort habe ich einen Vorschlag zur Strukturierung der schier überwältigenden Vielfalt existenzieller Gefühle unterbreitet:¹⁹ Danach sind *elementare* von *nicht-elementaren* existenziellen Gefühle und beide wiederum von *atmosphärischen* Gefühlen zu unterscheiden. Elementare existenzielle Gefühle bleiben unter normalen Umständen weitgehend unbeachtet. Sie befinden sich im Hintergrund unseres affektiven Lebens und verleihen unseren Handlungen und der Welt, in der wir agieren, das im Normalfall selbstverständliche Gefühl von Realität. Solche Gefühle können sich jedoch verändern. Sie ändern sich in besonderer Weise in verschiedenen Psychopathologien, in denen das übliche Realitätsgefühl verloren geht: So wird in der Depersonalisations-Störung die eigene Person nicht mehr in der vormals vertrauten Weise als real empfunden: Den Betroffenen fehlt die normale Perspektive auf die Welt, sie erleben sich als weitgehend affektlos, im schlimmsten Fall erscheint es ihnen gar, als wären sie bereits tot. In Schizophrenien und in der Derealisations-Störung ist dagegen der Bezug zur Wirklichkeit, die Realität der Welt als Ganzer, zutiefst erschüttert. In schweren Depressionen verflüchtigt sich das Gefühl, einen unmittelbaren Zugriff auf die Geschehnisse in der Welt zu haben; auch das Gefühl, selbst ein Akteur in einer Welt voller Möglichkeiten zu sein, kann nahezu vollständig verloren gehen. Für diejenigen, die diesen Veränderungen ausgesetzt sind, verschiebt sich der gesamte Rahmen des Erlebens in dramatischer Weise – Innen-

¹⁶ Vgl. Achim Stephan und Jan Slaby: Affektive Intentionalität, existenzielle Gefühle und Selbstbewusstsein, in: *Affektive Intentionalität*, hg. von Jan Slaby, Achim Stephan, Henrik Walter, Sven Walter, Paderborn 2011, 206–229.

¹⁷ Vgl. Matthew Ratcliffe: *Feelings of Being. Phenomenology, Psychiatry and the Sense of Reality*, Oxford 2008.

¹⁸ Matthew Ratcliffe: Existenzielle Gefühle, in: *Affektive Intentionalität*, hg. von Jan Slaby, Achim Stephan, Henrik Walter, Sven Walter, Paderborn 2011, 144–169, hier: 147.

¹⁹ Achim Stephan: Existenzielle Gefühle und Emotionen: Intentionalität und Regulierbarkeit, in: *Feelings of Being Alive*, hg. von Joerg Fingerhut und Sabine Marienburg, Berlin 2012, 101–121.

und Außenwelt, die Gefühle und die eigenen Handlungsoptionen erscheinen in einem anderen, meist irrealen Licht.²⁰

Die nicht-elementaren existenziellen Gefühle können sich hingegen verändern, ohne dass damit schwerwiegende Störungen der psychischen Befindlichkeit einhergehen. Aber auch sie strukturieren im Hintergrund den Raum unserer Handlungsmöglichkeiten. Sie umfassen Gefühle, die beispielsweise die eigene Vitalität betreffen (sich gesund und stark *versus* erschöpft oder schwach zu fühlen), den eigenen Status im Hinblick auf andere Personen des sozialen Umfelds offenbaren (sich willkommen, anerkannt und respektiert *versus* abgelehnt, gering geschätzt oder zurückgewiesen zu fühlen) oder die Beziehung zur Welt im Allgemeinen thematisieren (sich in der Mitte des Geschehens *versus* nicht dazu gehörig, wie ein Fremder oder nicht als Teil dieser Welt zu fühlen). Die meisten dieser Gefühle können in den gleichen Zeitfenstern auftreten, in denen sich elementare existenzielle Gefühle aus dem normalen Bereich bewegt haben. Generell können alle Hintergrundgefühle auch in verschiedenen komplexen Mischungsverhältnissen auftreten.

Im Unterschied zu den elementaren und den nicht-elementaren existenziellen Gefühlen beziehen sich *atmosphärische* Gefühle auf *bestimmte* Situationen und Ereignisse und sind dadurch in der Aufmerksamkeit präsenter als die existenziellen Gefühle. Auch sie strukturieren unsere Interaktionen mit anderen Menschen und der Welt – häufig jedoch nur auf die Situationen bezogen, von denen sie ausgelöst werden. Ebenso wie existenzielle Gefühle umfassen atmosphärische Gefühle solche, die die eigene Person betreffen (wie das Gefühl, alle Blicke auf sich zu ziehen), solche, die Beziehungsmöglichkeiten zu anderen Menschen offenbaren (etwa das Spüren einer offenen und freundlichen Atmosphäre anlässlich des eigenen Gastvortrags), und Gefühle, die sich allgemein auf die Welt beziehen (wie die Hektik und Rastlosigkeit, die von einer geschäftigen Metropole ausgehen mag).

Die Frage nach ihrer Angemessenheit kann für existenzielle Gefühle nicht auf die gleiche Weise (bzw. auf derselben Ebene) gestellt werden wie für emotionale Reaktionen. Da sie nicht auf ein spezifisches Objekt oder Ereignis bezogen sind, haben sie kein eigentliches ZIEL – es fehlt gleichsam konstitutionell ein mögliches *fundamentum in re* –, und damit haben sie auch keinen FOKUS.²¹ In einem erweiterten Sinne (bzw. auf einer anderen Ebene) können existenzielle Gefühle jedoch mit einem FOKUS konfliktieren (bzw. mit diesem in Einklang stehen), der für ein SUBJEKT große Bedeutsamkeit hat. In diesem Fall werden sie – qua Hintergrundgefühl – selbst zum Objekt emotionaler Bewertungen und Reaktionen: So können wir eine starke Diskrepanz zwischen

²⁰ Eine ausführliche Darstellung veränderter existenzieller Gefühle bei psychischen Störungen, bietet Matthew Ratcliffe: *Feelings of Being. Phenomenology, Psychiatry and the Sense of Reality*, Oxford 2008, Part II.

²¹ Für atmosphärische Gefühle sieht die Sache etwas anders aus: Sie sind auf spezifische Orte, Situationen und Ereignisse bezogen; insofern lässt sich in der Regel intersubjektiv feststellen, ob etwa eine Situation an sich freundlich bzw. eiskalt ist, oder ob man diese verzerrt wahrgenommen hat. Allgemein zu atmosphärischen Gefühlen vgl. man Ben Anderson: *Affective atmospheres*, in: *Emotion, Space and Society* 2 (2009), 77–81.

dem spüren, was unsere existenziellen Gefühle allgemein über unsere Möglichkeiten offenbaren, und dem, wie wir uns idealerweise sehen und verhalten möchten. Wenn es für uns zum Beispiel sehr bedeutsam ist, dass wir uns als Akteure verstehen, die die Kontrolle über den Gang der Ereignisse haben sowie selbstbestimmt und verantwortlich dazu in der Lage sind, das zu tun, was unseren wichtigsten Anliegen entspricht, dann können Hintergrundgefühle, die uns Schwäche, Kraftlosigkeit und den Verlust an Handlungsfähigkeit signalisieren, größtes Unbehagen, vielleicht auch Verzweiflung, Angst und Panik hervorrufen. Handelt es sich dabei um bloße Schwankungen nicht-elementarer existenzieller Gefühle, wie wir sie etwa im Zuge eines Dreitagevirus erleben, so nehmen wir diese eher gelassen zur Kenntnis – wissend, dass es nur eine vorübergehende Unpässlichkeit ist. Ganz anders sieht es dagegen im Falle einer nicht mehr als transient empfundenen Form gefühlter Handlungsunfähigkeit aus, wie sie in Folge eines Burnout-Syndroms oder einer schweren Depression auftreten kann. Wir halten die entsprechenden existenziellen Gefühle bzw. den Zustand, der ihnen zugrundeliegt, für äußerst besorgniserregend und in hohem Maße regulierungsbedürftig. Während wir die gefühlte Abgeschlagenheit bei einem grippalen Infekt also als durchaus normal und – gegeben unseren Gesundheitszustand – auch als »angemessen« einschätzen, erscheint uns die mit einer Depression einhergehende Weltabgewandtheit oder die fundamentale Verschiebung unseres Realitätssinns, wie er etwa mit Depersonalisations- oder Derealisationsstörungen einhergeht, gerade aufgrund ihrer organisch nicht leicht fassbaren Persistenz nicht mehr für akzeptabel. Wir wollen diese Gefühle nicht haben, da sie uns die Welt und unsere Handlungsmöglichkeiten in »verrückter« Weise präsentieren. Indirekt bringen wir damit auch zum Ausdruck, dass wir sie nicht für »angemessen« halten. Sie taugen nicht für unser Handeln in dieser Welt.

Aber auch für diese Fälle müssen wir – wie im Falle der von Bowlby beschriebenen Wut im Rahmen unermesslicher Trauer – akzeptieren lernen, dass die jeweils vorherrschenden existenziellen Gefühle die »innere Realität« der Betroffenen widerspiegeln, die als solche anzunehmen sind. Erst dann kann in weiteren Schritten erwogen werden, wie sich die aus dem Lot geratenen existenziellen Hintergrundgefühle wieder in ein erträgliches Gleichgewicht bringen lassen. Die Möglichkeiten für eine solche Regulation leidvoller existenzieller Gefühle sind allerdings beschränkter als wir uns wünschen möchten.²²

²² Vgl. Achim Stephan: Existentielle Gefühle und Emotionen: Intentionalität und Regulierbarkeit, in: *Feelings of Being Alive*, hg. von Joerg Fingerhut und Sabine Marienburg, Berlin 2012, § 5.

Rationalität und Rationalisierung – Ansichten aus Psychoanalyse und Konversationsanalyse

Michael B. Buchholz

Philosophische Diskussionen über Gründe von Handlungen und Intentionalität sind keine Lehnstuhl-Philosophie. Ähnlich wie die Hermeneutik ihre reichen Traditionen mit der modernen empirischen Forschung aus Kognitionswissenschaft, Primatologie und kognitiver Linguistik nach dem Vorschlag von Wolfgang Detel¹ zusammenbringt für eine »moderne Hermeneutik« mit Integration der Befunde dieser Wissenschaften, könnte eine philosophische Diskussion von Gründen, Intentionen und Emotionen diese empirischen Befunde aufnehmen – und tut dies auch längst.² Mehr als deutlich ist dabei, dass Emotionen, Gründe und Intentionalität im Vollzug zusammen erscheinen und deshalb auch zusammen diskutiert werden.³ Vielfach wird dabei auf Essentials der Psychoanalyse zurückgegriffen, man könnte sogar vermuten, dass die Psychoanalyse solche Diskussionsnotwendigkeiten mit hat entstehen lassen mit ihrer generellen Verunsicherung selbstverständlich scheinender Selbstgewissheiten und mit der Verbreitung ihrer Leitidee vom Unbewussten, auch wenn diese Idee keine psychoanalytische, sondern eine philosophische Schöpfung war.⁴

Die Psychoanalyse muss sich derzeit in einer Welt erheblicher Konkurrenzen verteidigen. Einige ihrer Forscher lehnen sich an die Programmatiken der Konversationsanalyse⁵ und kognitiven Linguistik⁶ an und untersuchen das psychoanalytische Gespräch

¹ Wolfgang Detel: *Geist und Verstehen. Historische Grundlagen einer modernen Hermeneutik*, Frankfurt 2011.

² Siehe z. B. *Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen*, hg. von Hans Bernhard Schmid, David P. Schweikard, Frankfurt am Main 2009; *Philosophie der Gefühle*, hg. von Sabine A. Döring, Frankfurt 2009; Fritz Breithaupt: *Kulturen der Empathie*, Frankfurt 2009; Achim Stephan, Jan Slaby: Affektive Intentionalität, existenzielle Gefühle und Selbstbewusstsein, in: *Affektive Intentionalität*, hg. von Achim Stephan et al., Paderborn 2011, 206–229, sowie im selben Band S. 321–340 Michael Gaebler, Judith Daniels, Henrik Walter: Affektive Intentionalität und existenzielle Gefühle aus Sicht der systemischen Neurowissenschaft.

³ Peter Goldie: *Emotionen, Gefühle und Intentionalität*, in Stephan et al., op. cit., 49–71.

⁴ *Macht und Dynamik des Unbewußten. Das Unbewußte Band I. Auseinandersetzungen in Philosophie, Medizin und Psychoanalyse*, hg. von Michael B. Buchholz, Günter Götde, Giessen 2005.

⁵ *Conversation Analysis and Psychotherapy*, hg. von Anssi Peräkylä, Charles Antaki, Sanna Vehviläinen, Ivan Leudar, Cambridge/New York 2008; Evrinomy Avdi: Gespräche analysieren in der »Rede-kur«. Konversations-, Diskurs- und narrative Analyse psychoanalytischer Psychotherapie, in: *Psychoanalytische Therapie. Neue Paradigmen und alte Weisheit*, hg. von Jeremy Holmes, München 2010, 57–79; Michael B. Buchholz: Konversation, Erzählung, Metapher. Der Beitrag qualitativer Forschung zu einer relationalen Psychoanalyse, in: *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, hg. von Martin Altmeyer, Helmut Thomä, Stuttgart 2006, 282–314; Michael Forrester, David Reason: Conversation analysis and psychoanalytic psychotherapy research: questions, issues,

selbst. Für sie stammt das, was wir als Intentionalität, Gründe, Emotionen bezeichnen, nicht mehr unbedingt aus einer individuellen, introspektiv zu erschließenden Tiefe, sondern aus einer Welt der sozialen Bezüge, vor allem des Gesprächs. Ein Ich, das die Gründe seiner Handlung zu benennen sich bemüht, setzt sich so immer schon dem Verdacht aus, nicht Rationalität auszuweisen, sondern Rationalisierungen zu produzieren. Es geht somit nicht nur um die ältere Opposition von »Sinn« und »Verstehen« einerseits, »Kausalität« und »Erklären« andererseits, sondern eine dritte Position der »Sozialität« eröffnet eine triadische Struktur, innerhalb derer sich die Diskussion, insbesondere unter Rückgriff auf Befunde der Entwicklungspsychologie, neu verortet.

Ich möchte deshalb zunächst am Leitfaden von Freuds Verständnis menschlicher Fehlleistungen zeigen, wie er die Idee der Intentionalität erweiterte durch die Annahme, dass Handlungsbegründungen nicht nur mitgeteilt werden, sondern – hier ist der Pol der Sozialität sofort erkennbar – durch andere beobachtet werden. Diese anderen sind nicht nur Psychoanalytiker, sondern – wie seine Beispiele zeigen – durchaus alltägliche Interaktionsteilnehmer. An einem Beispiel genau dieses Typs aus unserem Straftäterprojekt⁷ werde ich auf einige Erweiterungen zu sprechen kommen und skizziere dann drei experimentelle Paradigmen der Säuglingsforschung, die für die hier geführte Diskussion paradigmatisch sind.

Freuds Beispiele

Die Welt der Gründe ist aus psychoanalytischer Sicht immer auch nahe an der Welt der Abgründe. Gründe werden ausgewiesen, um Handlungsmotivierungen zu bezeichnen und sollen in der sozialen Welt des Gesprächs die Stelle einnehmen, die in der Welt der physikalischen Zusammenhänge den Ursachen zugesprochen wird. Aber ist das wirklich so? Eigene Handlungsmotivierungen zu nennen setzt immer die soziale Situation

problems and challenges, in: *Psychoanalytic Psychotherapy* 20 (2006) 40–64; Kye L. McCarthy, Erhard Mergenthaler, Sven Schneider, Brin F. S. Grenyer: Psychodynamic change in psychotherapy: Cycles of patient-therapist linguistic interactions and interventions, in: *Psychotherapy Research* 21 (2011) 7722–7731

⁶ José Renato Avzaradel: On the construction of thinking, in: *Int. J. Psychoanal.* 92 (2011) 833–885; Antal F. Borbely: Metaphor and psychoanalysis, in: *The Cambridge Handbook of Metaphor and Thought*, hg. von Raymond W. Gibbs, Jr., Cambridge/New York 2008, 412–424; Michael B. Buchholz: *Metaphern der »Kur«*. *Qualitative Studien zum therapeutischen Prozeß*, Giessen 2003; ders.: Der Körper in der Sprache. Begegnungen zwischen Psychoanalyse und kognitiver Linguistik, in: *Eine Rose ist eine Rose ... Zur Rolle und Funktion von Metaphern in Wissenschaft und Therapie*, hg. von Hans Rudi Fischer, Weilerswist 2005, 167–196; Donald L. Carveth: Die Metaphern des Analytikers. Eine dekonstruktionistische Perspektive, in: *Metaphernanalyse*, hg. von Michael B. Buchholz, Göttingen 1993, 15–71; Joseph D. Lichtenberg: The Clinical Power of Metaphoric Experience, in: *Psychoanalytic Inquiry* 29 (2009) 48–57; Arnold H. Modell: Metaphor –The Bridge Between Feelings and Knowledge, in: *Psychoanalytic Inquiry* 29 (2009) 6–11.

⁷ Michael B. Buchholz, Franziska Lamott, Kathrin Mörtl: *Tat-Sachen. Narrative von Sexualstraftätern*, Giessen 2008.

des Gefragtwerdens nach diesen voraus; man wird nach Gründen gefragt oder orientiert sich in der Frage an sich selbst am Gesprächsmodell des Gefragtwerdens. Auf der Suche nach den eigenen Gründen erfährt man, dass der Introspektion immer schon unweigerlich der »generalized other«⁸ eingeschrieben ist. Gründe zu nennen ist Angelegenheit sozialer Konversation, der die Selbstbefragung nach Gründen nachempfunden ist. Öffnet man sich für diese soziale Dimension der Frage, dann merkt man rasch, dass die damit gegebene Komplexität gesteigert werden kann, weil Gründe sowohl be- wie auch zugeschrieben werden,⁹ was im gegebenen Fall die empirische Unterscheidung zwischen Rationalität und Rationalisierung nicht erleichtert. Die Frage nach den Gründen kann nicht ohne die nach dem jeweiligen »Ich«, das Gründe für seine Handlungen auszuweisen sucht, beantwortet werden. Zusätzliche Schwierigkeiten liegen darin, dass manche Gründe Handlungsabsichten sind, also Ausgriffe auf auch zeitlich vorausliegende Ziele.¹⁰

Auch Psychoanalytiker wissen, dass Gründe nicht nur zugeschrieben, sondern auch von anderen Gesprächsteilnehmern beobachtet werden können. Und sie erfahren, dass Mitteilungen von Absichten in der Empirie der alltäglichen Konversationsformate oft nicht in der Form »ich tue x, weil...« verfasst sind, sondern oft unabsichtlich mitgeteilt werden, bisweilen sogar entgegen den formulierbaren oder formulierten Absichten der betreffenden Person.

Empirische Beispiele von (therapeutischer) Konversation ergeben interessante Überlegungen zum Verstehen von Gefühlen und Intentionalität. Freud illustriert in seinen Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse¹¹ die Mitteilung solcher Absichten am Beispiel der Fehlleistungen. Ein Vortragender etwa eröffnet die Tagung mit den Worten: »Ich freue mich, Sie verabschieden ...äh... begrüßen zu dürfen«. Oder mit den Worten: »Kommen wir zum nächsten Ausschnitt... äh... Abschnitt«. Das Publikum lacht, man hat verstanden. Dem Redner ist die Fehlleistung peinlich. Warum, erklärt uns Freud so: weil eine für den Moment unbewusste Absicht (die, die Tagung schon beendet zu sehen) als Motivierung der (missglückten) Rede hervorgetreten ist. Es gibt demnach zwei Absichten: eine bewusste und die unbewusste Absicht, die im Moment der Fehlleistung mit der bewussten Absicht interferiert. Dieser Interferenzeffekt zweier Absichten, so Freud, ist die eine Bedingung für das Zustandekommen einer Fehlleistung. Die andere sei, dass eine der beiden Absichten unbewusst sein müsse – denn nur so entziehe sie sich der bewussten Kontrolle und könne dann gleichsam hervorbrechen. Die Annahme einer bewusstseinsfernen bzw. unbewussten Intentionalität ist für Freud

⁸ George H. Mead: Bedeutung, in: *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie*, hg. von Heinz Steinert, Stuttgart (1973) (engl. orig. 1934).

⁹ Siehe z. B. Joshua Knobe: The concept of intentional action: A Case Study in the Uses of Folk Psychology, in: *Philosophical Studies* 130 (2006) 203–231.

¹⁰ Michael B. Buchholz: Reden mit Einreden, Reden von Ausreden. Implizites Wissen von Schuld, in: *Psychische Strukturen und kollektive: Regulierung und der Raum der Gründe*, hg. von Brigitte Boothe, Andreas Cremonini, Georg Kohler, Würzburg 2012, 215–243.

¹¹ Sigmund Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, G.W., Bd. 11, Frankfurt 1916 u. ö.

der Schlüssel. Nur diese Annahme mache nämlich möglich, in Fehlleistungen oder Symptomen Sinn zu entdecken. Freud sucht keineswegs nach »Ursachen«, sondern nach Gründen; diese sind manchmal unbewusst.¹²

Ist die Mitteilung, die Tagung beendet sehen zu wollen, nun rational? Das kommt auf den Bezugsrahmen an. Im Bezugsrahmen von Müdigkeit oder allgemeiner Unlust des Sprechers würde eine solche Mitteilung sich jedenfalls als rational gut einfügen. Aber sie ist ihm eben nicht bewusst, weil eine andere Absicht dominiert. Bewusstsein und Rationalität fallen, wie dies kleine Beispiel zeigt, nicht immer zusammen. Freud schließt sogar gelegentlich auf eine unbewusste Rationalität. Mit dieser Konstruktion haben sich manche Philosophen, insbesondere in der philosophischen Diskussion und Entdeckung des Unbewussten,¹³ schwer getan, aber man kann an der Empirie der Fehlleistungen sehen, wie sie gedacht ist. Es handelt sich um gedanklich rekonstruierbare Ereignisse, die in menschlichen Beziehungen eine Wirkung haben, die man als analog zur Kausalität der Physik betrachten könnte. Das Publikum *muss* lachen, der Körper, so sah es Hellmuth Plessner,¹⁴ emanzipiert sich von der Person.¹⁵

Freud¹⁶ hat uns ein weiteres, sehr interessanteres Beispiel hinterlassen, das soziale Dimensionen aufschließt. Es stammt eigentlich von Theodor Reik. In einer Gesellschaft will einer Dame der Titel des Buches »Ben Hur« nicht einfallen und auch den anwesenden Herren versagt sich der richtige Einfall. Gemeinsame Fehlleistungen sind eine mikrosoziale Produktion, die vielfach zu beobachten sind, aber bislang wenig empirische Aufklärung gefunden hat.¹⁷ Freud vertritt hartnäckig die Auffassung, dass es sich lohnt, diesen flüchtigen Momenten mit Aufmerksamkeit zu begegnen. Seine Deutung dieses Geschehens einer gemeinsamen Fehlleistung ist klar: Das Unbewusste der Herren habe das der Dame gedeutet! Das ist interessant deshalb, weil Freud das Unbewusste als sozialen Mitakteur ins Geschehen einrückt. Das Unbewusste ist nicht nur Objekt der Deutung, sondern es ist Subjekt; es deutet selbst schon. Welche Rolle diese Deutung im sozialen Feld spielt, kann aufgeschlüsselt werden. Es ist eine Rarität, wenn man ein solches Phänomen hat aufzeichnen, transkribieren und dann analysieren können. In

¹² Günter Gödde: Berührungspunkte zwischen der ›Philosophie‹ Freuds und der Phänomenologie in: *Founding Psychoanalysis Phenomenologically. Phenomenological Theory of Subjectivity and the Psychoanalytical Experience*, hg. von Dietmar Lohmar, Jagna Brudzinska, Dordrecht 2011, 132–167.

¹³ Vgl. Günter Gödde: *Traditionslinien des Unbewussten. Schopenhauer – Nietzsche – Freud*, Tübingen 1999; ders.: Freud and nineteenth-century philosophical sources on the unconscious, in: *Thinking the unconscious*, hg. von Angus James Nicholls, Martin Liebscher, New York 2010, 261–187.

¹⁴ Hellmuth Plessner: *Philosophische Anthropologie*, Frankfurt 1970.

¹⁵ Joachim Fischer: Der lachende Dritte. Schlüsselfigur der Soziologie Simmels, in: *Die Figur des Dritten*, hg. von Eva Eßlinger, Tobias Schlechtriemen, Doris Schweitzer, Alexander Zons, Berlin 2010, 193–208; Gustav Seibt: Der Einspruch des Körpers. Philosophien des Lachens von Platon bis Plessner – und zurück, in: *Merkur* 56 (2002) 751.

¹⁶ Sigmund Freud: *Psychopathologie des Alltagslebens*, G.W., Bd.4, Frankfurt 1904 u. ö., 49.

¹⁷ Vgl. aber Emanuel A. Schegloff: Das Wiederauftauchen des Unterdrückten, in: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 2 (2000) 3–29 sowie Anna Kazanskaya, Horst Kächele: Kommentar zu E. Schegloff: Das Wiederauftauchen des Unterdrückten, in: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 2 (2000) 30–33.

unserer Studie über verurteilte Sexualstraftäter¹⁸ haben wir im Kapitel über die Mikrostrukturen der Konversation einige solcher Momente analysiert, eines davon möchte ich hier wiedergeben.

Ein Beispiel aus dem Straftäterprojekt

Das Material stammt aus einer Gruppentherapie von insgesamt 16 inhaftierten Straftätern, die eigene und fremde Kinder sexuell missbraucht haben. Es ist die weltweit erste Studie, in der diese Menschen in umfänglicher Weise selbst zu Wort kommen, man sich also in deren Denken, Weltauffassung und Sprechen recht intensiv vertiefen kann. Die vierjährige Gruppentherapie wurde videographiert, von uns transkribiert und bildet so die Basis für eine ausgedehnte empirische Analyse. Eine unserer Beobachtungen hält fest, dass nicht nur die komplexen Tatnarrative von großer Bedeutung sind, sondern auch die Konversationen der Gruppenteilnehmer vor und nach den Erzählungen. Sie haben beträchtliche Fähigkeiten, die von uns als »social scanning« bezeichnet wurden. Sie lesen sehr schnell und mit hoher Kompetenz die Absichten Anderer, auch solche, die diesen selbst noch ganz unbewusst sind. *Unbewusst heißt hier in genauer methodischer Formulierung: der Selbstbeobachtung entzogen, aber durch andere Beobachter beobachtbar.* Das Beispiel handelt davon, wie der Therapeut in der Gruppe der Sexualstraftäter hin und wieder die Anregung gibt, die Teilnehmer sollten weniger durch ein unpersönliches »man«, sondern durch ein personalisiertes »ich« sprechen. Das ist bereits öfter angeregt worden, in seiner ersten Äußerung im hier mitgeteilten Abschnitt bezieht sich der Therapeut darauf und kann wissen, dass die Teilnehmer wissen, was er meint. Am Ende einer Erzählung nun schließt ein Teilnehmer seinen Bericht mit den folgenden Worten ab:

Martin K. (beendet eine Erzählung): Ja gu::t, man soll (.) die Hoffnung nicht verliern=
Therapeut K.: =Ich oder du?

Martin K.: Soll ich:--?

(1,5)

Martin K.: ((Lachen)) Wenn ich jetzt wieder »man« gesagt hätte, hätten ((fähgt wieder an zu lachen und verschluckt dabei den Rest des Satzes)). =

Bernd B.: = Das wär doch gegangen, hät'tst doch Du:: gesagt?

(1)

Martin K.: Na:ja: °hh so seh ich halt POSitiv jetzt wieder in die Zukunft rein

Man kann deutlich die Absicht des Therapeuten erkennen, dem Sprecher Martin K. erneut die Regel zu vergegenwärtigen, nicht »man«, sondern »ich« zu sagen. Aber Martin stockt, es gibt eine – in der Interaktion »lange« – Pause von anderthalb Sekunden, es kommt zu einem Lachen der Gruppenmitglieder und schließlich kommentiert Bernd B.

¹⁸ Michael B. Buchholz, Franziska Lamott, Kathrin Mörtl: *Tat-Sachen. Narrative von Sexualstraftätern*, Gießen 2008.

hellsichtig, dass es doch gegangen wäre, den Therapeuten zu duzen! Als wir das Band angesehen, die Transkription immer erneut gelesen haben, war uns zunächst das Lachen in der Gruppe nicht klar. Dann aber merkt man plötzlich, dass der Therapeut hier eine kleine Fehlleistung begeht: er sagt ja nicht, wie es korrekt wäre: »Ich oder Sie?«, sondern formuliert ein »du«.

Die Wendung »Ich oder du?« ist nun aber selbst wiederum ein Alltagszitat, das in vielfachen Kontexten angetroffen werden kann. Es ist deshalb nicht sicher entscheidbar, ob der Therapeut eine Fehlleistung in bewusster oder unbewusster Absicht begeht. Sicher ist aber, dass die Gruppenmitglieder seine Äußerung *als* Fehlleistung kategorisieren. Sie reagieren darauf, als *hätte* er eine Fehlleistung begangen. Diese Deutung passt in einen (im Buch umfangreich dargestellten) Kontext angewärmter Emotionalität und Gesprächigkeit und so können wir uns dieser Deutung durchaus anschließen.

Dem Therapeuten freilich so wenig wie uns Interpreten war zunächst aufgefallen, dass er eine als Fehlleistung deutbare Äußerung begangen hatte. Die Möglichkeit zu dieser besonderen Kategorisierung seiner Äußerung wird nun in erstaunlicher Geschwindigkeit von einem anderen Gruppenmitglied aufgegriffen; hier ist es der Therapeut, der gedeutet wird und zwar, wie man zugestehen muss, sehr hell-sichtig. Was würde der Therapeut hinsichtlich seiner rationalen Gründe sagen können, wenn man ihm diese Stelle vorlegt und er die Fehlleistung gar nicht bemerkt?

Verschiebungen von Affektgründen

Von solcher Komplexität sind die empirischen, in der professionellen ebenso wie in der alltäglichen Erfahrung vorfindlichen Beispiele. Sie sind weitaus komplexer als in manchen Texten auffindbare Diskussionen über die Furcht vor einer Schlange beim Spaziergang in einem Wald. Da in unseren Breiten Schlangen, zumal in Wäldern, wenig gesichtet werden, ist man etwas erstaunt über die Wahl eines solchen Beispiels. Um zu zeigen, dass jemand trotz besserer Einsicht – »ich weiß ja, dass da keine Schlangen sind!« – dennoch keinen Spaziergang mit dieser Begründung der Schlangenfurcht unternehmen will, lägen andere Beispiele viel näher. Etwa die Angst von manchen Studenten, die sich gut auf Prüfungen vorbereitet fühlen und dennoch zittern und zagen. In einem konkreten Fall, den ich behandeln konnte, war eine Studierende so gut vorbereitet, dass sie, wie die Analyse ergab, nicht etwa fürchtete, durchzufallen, sondern umgekehrt, dass der prüfende Assistent merken könne, wie gut sie sei – und dass sie sich aus Zuneigung zu ihm, den sie aus Seminaren kannte, so gut vorbereitet hatte, um vor ihm zu glänzen. Die Psychoanalyse nennt ein solches Manöver »Verschiebung«. Es erscheint Angst in der Rede, aber das Motiv ist Liebe. Das ist die Verschiebung des Affekts. Es gibt zudem die Verschiebung des Handlungsziels: Bewundert statt geprüft werden. Und es gibt weiter die Handlung, dass dies alles verdeckt werden muss – vor den Augen des Prüfers ebenso wie vor den eigenen.

Die Supposition von Rationalität hängt auch hier an der Wahl der Bezugsrahmen. Die Rationalität einer Prüfung verlangt, solche Motive im Zaum zu halten. Gibt es aber

einen anderen motivationalen Bezugsrahmen, z. B. den, vor einer geliebten Autorität so glänzend da zu stehen wie etwa eine Grundschülerin vor einem Lehrer – Kinder lernen bekanntlich aus genau diesen Motiven – dann wird die Rationalitätsbeurteilung schwieriger. Das so authentisch wirkende Gefühl einer Prüfungsangst müsste dann eher als Rationalisierung, als vorgeschobene Begründung mit Verdeckung der tatsächlichen Motivierungen, aufgefasst werden. Authentizität jedenfalls ist nicht einfach als Beweis für die Rationalität von Handlungsbegründungen anzunehmen. Aber das wussten die französischen Moralisten des 18. Jahrhunderts auch schon, als sie vor dem Spiegel merkten, wie genau die Pose der Aufrichtigkeit einstudiert werden kann.

Drei interessante, Auswege aus diesen Schwierigkeiten weisende empirische Forschungsrichtungen möchte ich nun in aller Kürze vorstellen.

Das Paradigma des »social referencing« von Robert Emde

Der Säuglingsforscher Robert Emde¹⁹ hat seit vielen Jahren ein Forschungsparadigma entwickelt, das er als »social referencing« bezeichnet. Vor einem kleinen Kind (die Variation des Alters ist selbst eine experimentelle Variable²⁰) im Alter von wenigen Monaten wird eine Situation aufgebaut, die als »visual cliff«²¹ bekannt ist: Das krabbelnde Kind bewegt sich auf einen Graben zu, der etwa einen Meter breit, aber auch tief ist. Der Graben ist mit einer tragfähigen Glasplatte überdeckt, so dass dem Kind nichts geschehen kann. Doch um das einzuschätzen, fehlt dem Kind eben die nötige Erfahrung. Es möchte zu seiner Mutter auf der anderen Seite des Grabens gelangen. Das Baby weiß nicht, was tun? Emde und seine Mitarbeiter beobachten nun, wie das Baby vor dem Graben innehält und einen fragenden Blick an die Mutter richtet: soziale Referenzierung. Ermutigt die Mutter das Kind, krabbelt es weiter. Manche Mütter aber spiegeln die Zögerlichkeit des Kindes oder intensivieren sie so, dass auf ihrem Gesicht Ängstlichkeit zu sehen ist – dann fängt das Baby an zu weinen.

Das Baby selbst weiß nicht, wie die Situation zu »deuten« ist und sucht als erstes eine Deutung der Situation, die es vorfindet. Die Deutung der Mutter wird dann »ermittelt« durch den als »social referencing« bezeichneten Vorgang und wird sofort als relevante, gleichsam verbindliche Deutung assimiliert. Sie wird zur *eigenen* Deutung.

¹⁹ Robert N. Emde: Changing models of infancy and the nature of early development. Remodeling the foundation, in: *J. Amer. Psychoanal. Assoc.* 29 (1981) 179–219; ders.: The effect of relationships on relationships: a developmental approach to clinical intervention, in: *Relationships within Families. Mutual Influences*, hg. von Robert A. Hinde, J. Stevenson-Hinde, Oxford 1988.

²⁰ Robert N. Emde: Die Aktivierung grundlegender Formen der Entwicklung: Empathische Verfügbarkeit und therapeutisches Handeln, in: *Die Kraft liebevoller Blicke. Psychotherapie und Babyforschung*, Band 2, hg. von Hilarion Petzold, Paderborn 1995, 219–252; ders.: Regeneration und Neuanfänge. Perspektiven einer entwicklungsbezogenen Ausrichtung der Psychoanalyse, in: *Psyche* 65 (2011) 778–807.

²¹ Edward J. Gibson, Richard D. Walk: The »Visual Cliff«, in: *Scientific American* 202 (1960) 67–71.

Das ist nun der theoretisch interessante Punkt. Bevor das Kind eine eigene Emotion als Motivierung und später als Begründung der Handlung anführen könnte, hat es schon die mütterliche Deutung der Situation sich zu eigen gemacht – wie könnte es auch anders? Emde hat nachgewiesen, dass die vorsprachliche Assimilation von fremden Deutungen sozialer Situationen bei der Entstehung sogenannter Angststörungen eine erhebliche Rolle spielt. Die Psychoanalyse hat immer schon den Vorgang der Identifizierung dabei gesehen. Damit werden die Fragen aufgeworfen, ob die Angst in ihrem Ursprung überhaupt als eine »eigene« Angst angesprochen und ob sie als Grund für Handlungen angeführt werden kann? Sie *scheint* ein Handlungsgrund zu sein, den ein solcherart ängstlicher Mensch, wenn er vollständig explizit machen *könnte*, was ihn bewegt, vielleicht so ausdrücken würde: »Ich empfinde Angst (und meide deshalb den Waldspaziergang), weil meine Mutter (oder andere relevante Bezugspersonen) mir einmal gesagt haben, da könnte es zu gefährlichen Begegnungen mit Schlangen kommen – aber ich möchte mich als Erwachsener nicht so infantil darstellen und deshalb spreche ich nur von meiner Angst und halte mir die Quelle der Angst unbewusst«.

Die »still-face«-Experimente von Ed Tronick

Soziale Resonanz, wie sie durch das Paradigma des »social referencing« beschrieben wird, hat in der Entwicklungspsychologie noch weitere Erforschung gefunden. Ed Tronick hat in umfangreichen Arbeiten das Paradigma der »still face«-Experimente entwickelt.²² Eine Mutter und ein etwa 4 Monate alter Säugling werden in einer ersten Versuchsphase beim Spiel mit Blicken und Gurre-Lauten gefilmt. Sie lachen sich an und vokalisieren in zeitlich enger rhythmischer Synchronisation. Initiativen gehen von beiden aus und werden von beiden resonant beantwortet. Die Stimmen der »shared emotion« finden sich auch im interkulturellen Vergleich.²³ So ließ sich klären, was in einer älteren Terminologie als »Rapport« bezeichnet worden war.²⁴ In einer zweiten Versuchs-Phase verhält sich die Mutter instruktionsgemäß zwei Minuten lang vollkommen starr und verweigert die Reaktion auf die kindlichen Initiativen. Sie blickt am Kind vorbei, reagiert nicht auf dessen Versuche, die Lächel-Spiele wieder aufzunehmen, und verweigert sich der kindlichen Initiative. In einer dritten Phase nimmt die Mutter nach den zwei Minuten das normale Spiel mit ihrem Kind wieder auf.

Es gibt bewegende Videos von dieser Prozedur. In der eigentlichen experimentellen zweiten Phase, wenn die Mutter Resonanz verweigert, wird das Kind übermäßig aktiv, zeigt mit dem Finger auf etwas, worüber man eben noch gemeinsam gelacht hat, das

²² Ed Tronick: *The Neurobehavioral and Social-Emotional Development of Infants and Children*, New York/London 2007.

²³ Niki Powers, Colwyn Trevarthen: Voices of shared emotion and meaning: Young infants and their mothers in Scotland and Japan, in: *Communicative musicality*, hg. von Stephen Malloch, Colwyn Trevarthen, Oxford 2010, 209–240.

²⁴ Ed Tronick: The Development of Rapport, in: *Psychological Inquiry* 1 (1990) 322–323.

Kind ergreift vielerlei Initiativen, die plötzlich so veränderte Mutter wieder zur Teilnahme am Spiel zu gewinnen, und wenn das nicht gelingt, kann man die interaktive Vorform der Verleugnung sehen: das Kind wendet, nach einer Phase des lärmenden Protests, aktiv den Kopf zur Seite und will erkennbar das erstarrte Gesicht der Mutter nicht mehr ansehen.

Tronick (2007, S.403) sieht darin einen Vorläufer der aktiven Verleugnung. Diese Mutter »precludes the creation of a dyadic state of consciousness« (ebd.). »Dyadischer Bewusstseinszustand« ist Tronicks Wort für jene besondere Form der Resonanz, die Menschen brauchen, wenn sie der Hilfe anderer bedürfen. Das gilt für psychotherapeutische Patienten, aber vor allem für kleine Kinder, die etwa für die Temperaturregulation ihres Körpers auf die Mutter angewiesen sind. Temperatur ebenso wie emotionaler Zustand werden dyadisch reguliert. Das ist die Pointe dieses Experiments. Die Affekte der Kinder sind keineswegs diffus oder chaotisch, wie eine ältere Theoriebildung noch meinte. Videographie ermöglicht zu erkennen, wie ungemein genau Kinder ihren Zustand kommunizieren. Kinder haben keineswegs nur ein »Reptiliengehirn«, das lediglich »Erregung« kommuniziert.

Sie sind aktive Partner an einer vorsprachlich affektiven Konversation, die gegenseitig präzise reguliert wird. Chaotische Affekte entstehen in genau dem Augenblick, wenn die affektive Konversation (wie im Experiment) abgebrochen oder unterbrochen wird. Dann bemühen sich Säuglinge intensiv und in beschreibbaren Aktionen darum, die affektive Resonanz wieder herzustellen. Das können sie nicht allein, sie bedürfen zur Regulierung der Hilfe der Mutter und diese erkennt, wenn alles gut geht, an den differenzierten kindlichen Reaktionen, wie das Kind den Zustand ihrer gemeinsamen Interaktion »evaluiert«: als gelingend oder reparaturbedürftig, als befriedigend oder alarmierend, als geteilt oder unrettbar voneinander getrennt. Dieses so aufschlussreiche experimentelle Paradigma lässt ahnen, was Kinder erleben und bewältigen müssen, die eine wirklich depressive Mutter haben.

Interessant wird nun auch, was Mütter bei einer solchen Prozedur der verordneten Resonanzunterbrechung erleben. Darüber gibt es erste und aufregende Befunde.²⁵ Man kann Mutter und Säugling mit EEG-Elektroden »verkabeln«, den Hautwiderstand, respiratorische Sinus-Arhythmie, Herzfrequenz u. a. m. messen und beobachten, was passiert. Es bestätigt sich, was man vermuten konnte: In den Phasen des vergnügten Spiels sind die Werte von Mutter und Kind nur schwach synchronisiert. Die Synchronisation des Atemrhythmus, der Herzschlagfrequenz und des elektrischen Hautwiderstands nimmt schlagartig zu, wenn die Mütter sich instruktionsgemäß unnormale mit »still face« verhalten und das Baby zu protestieren beginnt. Obwohl sie sich äußerlich so unterschiedlich verhalten, die Mutter ruhig und das Baby mehr und mehr erregt, zeigen die psychophysischen Werte jedoch einen plötzlichen und radikalen Anstieg der Erregung in großer Synchronisation. In der Episode *nach* der experimentellen Instruktion

²⁵ Jacob Ham, Ed Tronick: Relational psychophysiology: Lessons from mother-infant physiology research on dyadically expanded states of consciousness, in: *Psychotherapy Research* 19 (2009) 619–632.

zeigt sich an den gemessenen Werten, wieviel Anstrengung Mütter aufwenden müssen, um die eigene Erregung, die äußerlich so still gehalten werden musste, herunter zu regulieren, damit sie dann ihr Baby beruhigen können. Dessen Werte regulieren sich in Abhängigkeit von der mütterlichen Vorleistung, also nach der mütterlichen Regulierungsleistung. Das Kind folgt der Mutter beim Wiedererreichen eines normalen Erregungszustands, und diese beachtet sorgfältig, ob und inwieweit das Kind ihr tatsächlich folgt.

Es gibt einen gemeinsamen, sich »abschaukelnden« Prozess. Sobald die Mutter bemerkt, dass das Baby sich beruhigt, sinken die physiologischen Werte ihrer Erregung schneller ab als zuvor. Sie überholt gleichsam das Kind, damit es ihr folgen kann. Das alles kann man mit Videoauswertung und moderner Labortechnik gut untersuchen. Das Baby ist sichtbar erregt und führt gleichsam diese Erregung ab; die Mutter ist sichtbar still, aber innerlich sehr erregt und zugleich ihrem Baby äußerst zugewandt. Die Synchronisation von Atem und Herzfrequenz wird von den Müttern aktiv betrieben, um dem Kind gleichsam die Beruhigung vorzuatmen. Manche von ihnen geben in der mündlichen Nachbefragung an, dass sie das kontrolliert und absichtsvoll in der dritten experimentellen Phase getan haben, um dem Kind bewusst zu helfen, von seiner Erregung wieder herunter zu kommen. Gelingt diese aktive Synchronisation, stellt sich auch die affektive Resonanz wieder ein, das vergnügte Spiel kann wieder aufgenommen werden. Die Autoren sprechen von »limbischer Resonanz«, um zu verdeutlichen, dass es hier in neuronaler Betrachtung um die Resonanz zwischen zwei limbischen Systemen geht.

Seit den Arbeiten von Myron Hofer²⁶ ist dieser Begriff üblich; diese Autorin hatte solche »early social relationships« als erste zu untersuchen begonnen, die soziale Dimension dann über die frühe Zeit ausgedehnt und u. a. festgestellt, dass enge Freundinnen häufig ihre Menstruationszyklen synchronisieren. In einem sozusagen horizontalen unbewussten Vorgang kommt so etwas zustande, was per Absprache unmöglich wäre. Es gibt Autoren, die darin den Kern der Liebe erkennen,²⁷ und das wäre der Psychoanalyse nicht fremd. Mit einem anderen Menschen in solcher Resonanz verbunden zu sein könnte sich als ebenso intensives Bedürfnis erweisen wie Triebbefriedigung. Solche Dimensionen des Menschlichen gegeneinander aufrechnen zu wollen, wäre jedoch verfehlt. Man kann vielmehr erkennen, wie unabdingbar solche Szenen der Resonanz beim Erlernen des Sprechens sind.²⁸

²⁶ Myron A. Hofer: Early social relationships: a psychobiologic perspective on bereavement, in: *Psychosomatic Medicine* 46 (1987) 183–197

²⁷ Thomas Lewis, Fari Amini, Richard Lannon, *A General Theory of Love*, New York 2001.

²⁸ *Before speech. The beginning of interpersonal communication*, hg. von Margaret Bullowa, Cambridge 1979; Michael B. Buchholz: Körper – Bild – Szene – Geste – Sprechen. Wie alles zwanglos auseinander hervorgeht, in: *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie* 42 (2011) 7–35.

Ein Paradigma zur Untersuchung der Intentionalität

Kinder sind im Sinne einer Kontinuitätshypothese immer schon, also von Geburt an, »in Konversation«, Sprechen tritt als besondere Dimension hinzu.²⁹ Eine Voraussetzung ist Intentionalität und ihre Entwicklung. Kinder werden als Subjekte mit Absichten behandelt, sie behandeln irgendwann andere als Subjekte mit Absichten, deren äußeres Verhalten sie nur noch als Indizes für (unsichtbare) Absichten lesen. Versteht man Intentionalität als lokale Produktion von Handlungssinn, dann lassen sich deren Bedingungen mit Tomasello³⁰ empirisch präzise angeben:

- Man braucht einen »joint attentional frame«; die Beteiligten müssen sich gemeinsam auf ein Drittes hin ausrichten.
- Man braucht die kognitionstheoretische Annahme, dass Menschen Muster erkennen können wie z. B. Vergleiche oder Analogien.

Daraus lässt sich weiter entwickeln, dass Menschen Fähigkeiten wie die zur passagären Rollenübernahme ausbilden, und dass deshalb fremde Absichten annähernd verstanden (oder jedenfalls hinreichend genau erraten) werden können, ohne in Worten mitgeteilt werden zu müssen. »Intention reading« ist bei Kleinkindern bereits experimentell nachweisbar und läuft neben der Konversation bei Erwachsenen mit.

Für Kleinkinder im Alter von 18 Monaten hat das in einem interessanten Experiment Meltzoff et al. mit seiner Arbeitsgruppe belegt.³¹ Man setzt ein Kind an einen Tisch, auf dem typische Kinderspielsachen liegen, etwa ein Holzstab und Ringe, die auf den Stab gesteckt oder eine Lederschnur und Holzperlen, die auf die Schnur gezogen werden sollen. Das Material ist für das Kind nicht erreichbar. Der erwachsene Versuchsleiter nimmt es und versucht vor den Augen des Kindes, die beschriebenen Aufgaben zu lösen – und lässt sich dabei immer wieder »scheitern«. Dazu macht er Laute des Missbehagens, weil ihm nicht glückt, was er offensichtlich vorhat. Nach einer Weile lässt er die Sachen vor dem Kind liegen und geht aus dem Raum. Was macht das Kind? Es nimmt die Materialien und vollzieht die Aufgaben.

Diese Beobachtung kann nicht mit einer Theorie des Imitationslernens erklärt werden, weil das Kind ja etwas tut, was es *nicht* gesehen hatte. Es hat aber die Absicht verstanden und zeigt, dass es imstande ist, nicht etwa Verhalten zu imitieren, sondern *Verhalten als Indikator für Absichten* zu verstehen. Es schließt aus dem äußerlich Sichtbaren auf den inneren Vorgang. »Obviously, infants are not behaviorists«, bemerken die Autoren mit einer kleinen Genugtuung. Um die Hypothese genauer zu testen, dass

²⁹ Buchholz 2011 ebd.

³⁰ Michael Tomasello: The Key Is Social Cognition, in: *Language in Mind. Advances in the Study of Language and Thought*, hg. von Dedre Gentner, Susan Goldin-Meadow, Cambridge, London 2003; ders.: *Origins of Human Communication*, Cambridge/London 2008.

³¹ Andrew N. Meltzoff, Alison Gopnik, Betty M. Repacholi: Toddlers' Understanding of Intentions, Desires and Emotions: Explorations of the Dark Ages, in: *Developing Theories of Intention. Social Understanding and Self-Control*, hg. von Philip David Zelazo, Janet W. Astington, David R. Olson, Mahwah, NJ/London 1999, 17–42.

es um das Erschließen von Absichten geht, haben die Autoren eine Mechanik gebaut, die die gleichen Aufgaben ebenfalls »scheiternd« vor dem Kind vollzieht. Aber hier hat das Kind keinerlei Interesse, es wendet sich ab. Das zeigt: Kinder »lesen« Absichten aus dem Verhalten von Menschen, nicht von Maschinen; denn denen können sie Absichten gar nicht unterstellen. Die Logik dieser Art von Experimenten ist von einer anderen Autorengruppe in den sog. »head-on-box«-Experimenten gut bestätigt worden.³² Ein Versuchsleiter krabbelt auf dem Boden und stößt mit dem Kopf an eine an der Wand in Fußbodenhöhe befestigte runde Plastikscheibe, hinter der daraufhin ein Licht angeht und etwas Musik ertönt, die das zusehende Kind im Alter von 8 Monaten lustig findet. Es krabbelt daraufhin an diesen Plastikscheibenschalter und stößt ebenfalls mit dem Kopf dagegen, die Lampe geht an und aus. Das ist Imitationslernen. Die Situation ändert sich, wenn man dem Erwachsenen die Hände auf dem Rücken zusammenbindet. Das Kind beobachtet nun einen gebundenen Erwachsenen, der das Licht mit dem Kopf anstößt. Es imitiert jetzt nicht die Handlung und macht ebenfalls das Licht mit dem Kopfstoß an und aus, sondern das Kind krabbelt an den Schalter und patscht mit seiner Hand dagegen. Das Kind reagiert auf den Sinn der beobachteten Handlung – und das schon in diesem frühen Alter. Imitationslernen wird von Sinnorientierung und »intention reading« gleichsam überrundet.

Menschliche Kleinkinder werden Tomasello zufolge als Wesen behandelt, deren Verhalten Absichten zum Ausdruck bringt.³³ Mütter beugen sich über das reflektorisch zappelnde Baby und sagen Sätze wie »Du willst auf den Arm« und unterstellen damit dem Säugling bereits Absichten, die er oder sie noch gar nicht haben kann. Shotter und Newson³⁴ sprachen hier von »Sinn-Infusion«; dem Kind bzw. seinem Verhalten wird gleichsam Sinn infundiert. Für seine Entwicklung ist entscheidend, dass die Sinninfusion nicht zu weit von dem abweicht, was es tatsächlich möchte. Aber das ist ein Nebenaspekt. Entscheidend wird, dass Kinder überhaupt begreifen, dass andere Menschen Absichten haben, die an ihrem Verhalten abgelesen werden können, dass sie also Subjekte mit einem seelischen Binnenraum, der im äußerlich sichtbaren Verhalten zum Ausdruck kommt. In dem Maße, wie sie das begreifen, beginnen sie ab dem 9. Lebensmonat auch sich selbst als solche Subjekte zu begreifen. Vor dieser »Neun-Monats-

³² György Gergely, James S. Watson: The Social Biofeedback Theory of Parental Affect-Mirroring: The Development of Emotional Self-Awareness and Self-Control in Infancy, in: *Intern. J. Psychoanal.* 77 (1996) 1181–1212; György Gergely, George Csibra: The social construction of the cultural mind: Imitative learning as a mechanism of human pedagogy, in: *Interaction Studies* 6 (2005) 463–481; György Gergely, Zsolt Unoka: Attachment and Mentalization in Humans. The Development of the Affective Self, in: *Mind to Mind. Infant Research, Neuroscience and Psychoanalysis*, hg. von Elliot L. Jurist, Arietta Slade, Sharone Bergner, New York 2008, 50–88, György Gergely, Zsolt Unoka: The Development of the Unreflective Self, in: *Mentalization. Theoretical Considerations, Research Findings, and Clinical Implications*, hg. von Fred N. Busch, London/New York 2008, 57–103.

³³ Michael Tomasello. *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*, Frankfurt 2002.

³⁴ John Shotter, J. Newson: An ecological approach to cognitive development: implicate orders, joint actions and intentionality, in: *Social Cognition. Studies of the Development of Understanding*, hg. von George E. Butterworth, Paul Light, Brighton 1982.

Revolution« (Tomasello) schauen sie auf den Finger, wenn die Mutter auf etwas hinweisen will, sie verstehen die deiktische Geste noch nicht. Danach schauen sie auf das Gezeigte und noch später entwickeln sie die »imperiale Geste«: Sie weisen selbst mit einem »Da!« auf etwas hin – während ihr Blick kontrolliert, ob die Mutter auf das Gezeigte schaut.

»Intention reading« ist eine für das kindliche Selbst entscheidende Dimension. Die Absichten eines anderen zutreffend zu deuten ist eine evolutionäre Überlebensstrategie schon bei subhumanen Primaten (aber auf weit weniger komplexe Niveaus beschränkt) und bei anderen, auf der Evolutionsleiter niedriger stehenden Tieren.³⁵ Für menschliche Wesen entwickelt sich daraus der Übergang in symbolische Welten.³⁶

Die Deutung ist nicht Rationalisierung, sondern unbewusstes Intentionenlesen

Die referierten Befunde unterstützen meine These: Ein Psychoanalytiker, der deutet, sucht die unbewussten Absichten eines Handelnden. Er tut dies, indem er Interaktionsszenen miteinander so vergleicht, dass der Auszug der Invarianz daran sichtbar und erlebbar wird.

Ich erläutere meine These erneut an einem Transkriptabschnitt aus einer Studie von Anssi Peräkylä,³⁷ einem finnischen Konversationsanalytiker, der psychoanalytische Dialoge analysiert hat. Konversationsanalytiker haben sich vielfach mit der Analyse von Gesprächen beschäftigt, mit Arzt-Patient-Gesprächen im Behandlungszimmer oder während einer Visite, mit Zeugenvernehmungen vor Gericht, mit der Konversation hoch verantwortlicher Teams in einem Cockpit oder in einem Operationssaal. Es geht in der Konversationsanalyse um die genaue Beschreibung derjenigen konversationellen Praktiken, mit denen Teilnehmer ihre Aufgaben bewältigen. Peräkylä wendet erstmals solche Methoden auf einen Korpus von 60 transkribierten Therapiesitzungen an.³⁸ Eine der dabei zu bewältigenden Aufgaben, die die finnische Forschungsgruppe identifizierte,

³⁵ Klaus Ottomeyer: Mensch und Tier in der Psychologie, in: *Bei Jutta auf der Couch. Eine Festschrift für Jutta Menschik-Bendele*, hg. von Axel Krefting, Klagenfurt 2009, 65–80.

³⁶ Per Age Brandt: Music and how we became human – a view from cognitive semiotics: Exploring imaginative hypotheses, in: *Communicative musicality*, hg. von Stephen Malloch, Colwyn Trevarthen, Oxford 2010, 31–44; David Premack: Is Language the Key to Human Intelligence?, in: *Science* 303 (2004) 318–320; Fritz Breithaupt: *Kulturen der Empathie*, Frankfurt 2009.

³⁷ Anssi Peräkylä: Shifting the perspective after the patient's response to an interpretation, in: *Int. J. Psychoanalysis* 91 (2010) 1363–1384.

³⁸ Anssi Peräkylä: Making Links in Psychoanalytic Interpretations: A Conversation Analytical Perspective, in: *Psychotherapy Research* 14 (2004) 289–307; ders.: Patients' responses to interpretations: A dialogue between conversation analysis and psychoanalytic theory, in: *Communication and Medicine* 2 (2005) 163–176; ders.: Conversation analysis and psychoanalysis: Interpretation, affect, and intersubjectivity, in: *Conversation Analysis and Psychotherapy*, hg. von Anssi Peräkylä, Charles Antaki, Sanna Vehviläinen, Ivan Leudar, Cambridge/New York 2008, 100–120.

werde ich nun ausführlicher beschreiben. Die erste Aufgabe heißt: »Making Links between Different Domains of Experience«.

Ein Mann erzählt von den Schwierigkeiten an seiner Arbeitsstelle, wo sich Männer und Frauen überhaupt nicht zu vertragen scheinen. Am Anfang der Therapiestunde aber war von der Scheidung seiner Eltern die Rede. Der Therapeut macht einen »Link« zwischen beiden Situationen durch deren ideelle Gemeinsamkeit – Männer und Frauen vertragen sich nicht ebenso wie die Eltern des Patienten – und in beiden zeitlich so weit auseinander liegenden Situationen reagiert der Patient mit einem für ihn fühlbaren identischen Stimmungsabfall und dem Gefühl, in seinen Handlungsmöglichkeiten gelähmt zu sein.

Die nächste Aufgabe heißt: »Lexical Choice«, Wahl der Worte. Dabei kommt es zu etwas, was als »Zirkulation der Figuren« bezeichnet und am besten durch ein kleines Beispiel verdeutlicht wird (Peräkylä 2004, 295, meine Übersetzung, MBB). Eine kürzlich depressiv »zusammengebrochene« Patientin spricht über die Beziehung zu ihrer Mutter und erinnert, wie die Mutter ihr, als sie 10 Jahre alt war, ständig die falsche Kleidung kaufte:

- C: Und ich war so enttäuscht und wütend als sie mir (0.6)
Hosen und Winterschuhe kaufte als ich:: und Schuhe als
ich gerade überlegt hatte welche ich gerne wollte und gerne
gehabt hätte
((...))
C: Ich erinn[ere noch, wie ich wirklich versucht habe
T: [Ja
C: hhhh[h das zu sagen und konkret zu zeigen dass ich
T: [ja
C: selbst aus[suchen wollte .hh Und un un dann ist meine Mutter
T: [Mmmm
C: voll zusammen gebrochen (0.4) und das war einfach
schrecklich und dann da[chte ich dass ich das einfach lasse
T: [Und dann also haben Sie aufgehört
zu kämpfen
C: Ja, mthh und dazu kam das [dass ja der ()
T: [Jetzt sind z- Sie selbst
zusammen gebrochen
C: W[ie
T: [ja, so dass Sie jetzt zusammen gebrochen sind Sie sagen doch
wie depri[miiert und gebroch- .hh: Sie
C: [Ja das stimmt aber m:
T: zusammen gebrochen, also schon in anderer Wei[se Sie ()
C: [Das stimmt,

Man könnte in der klinischen Sprache sagen, dass der Therapeut die unbewusste Identifikation mit dem Aggressor deutet, den dabei deutlichen Verzicht der Patientin auf

eigene Artikulation und Abgrenzung der Mutter gegenüber. Aber das ist Theorie. Viel wichtiger ist hier zu sehen, *wie* das geschieht. Die Gestalt der Szene mit der Mutter wird verbunden gesehen mit der Gestalt der anderen Szene. Das geschieht über eine beide Szenen verknüpfende, zentrale Metapher für die Störung, den »Zusammenbruch«. Das Unsichtbare, das beide Szenen miteinander verknüpft, wird fühlbar und sichtbar: eben der unbewusste Vorgang einer Identifikation.

Ausblick

Ich ende mit einigen Fragen für ein zukünftiges Gespräch zwischen Psychoanalyse, Philosophie und Konversationsanalyse. Die Psychoanalyse bietet mit der Annahme der Rationalisierung als eines Abwehrmechanismus eine gewisse Provokation: wenn jemand »ich« sagt, ist nicht unbedingt klar, wen dies »ich« tatsächlich bezeichnet. Die Experimente von Emde zum »social referencing« machen das in Hinsicht auf die Interpretation von unbekannten Situationen mit dem dazugehörigen Erleben von Gefühlen deutlich. Die hier aufgewiesene Abhängigkeit der »Deutung« einer Situation (als gefährlich oder nicht) durch Bezugspersonen zeigt auch, dass die eventuell entstehende und erlebte Angst nicht durchweg als »eigene« Angst, jedenfalls nicht in ihren Ursprüngen, angesehen werden kann.

Die »still-face«-Experimente zeigen, wie sehr Menschen in ihrer frühen Entwicklung auf diese Art von Resonanz angewiesen sind und geradezu übernehmen müssen, was angeboten wird – eine großartige Chance für Traditionsbildung, zugleich aber auch für die intergenerationelle Weitergabe von Störungen aller Art. Chance und Risiko zeigen auch die Experimente zur Intentionalität.

In der Rationalisierung eigener Handlungsmotive spielt die unbewusste Identifikation mit einem anderen eine gewichtige Rolle. Die Übernahme von Gefühlen und Reaktionsweisen Anderer ist entwicklungspsychologisch mittlerweile gut untersucht. Einer spricht und sagt »ich«, aber die Bezugsperson ist gleichsam »besetzt« von der Identifikation. An dem personalen Ort, wo wir das Ich als Gegenüber vermuten, spricht zugleich ein Anderer.

Für die eingangs angeschnittene Diskussionslage zwischen Philosophie, Psychoanalyse und Konversationsanalyse ergeben sich also interessante, ja sogar aufregende Fragen. Sie sind nicht nur philosophisch bedeutsam, sondern auch klinisch-therapeutisch belangvoll. Wir bewegen uns nicht mehr nur in der Opposition von Verstehen und Erklären, wir müssen die soziale Dimension, in der das (spätere) Ich sehr früh konstituiert wird, vollumfänglich in Anschlag bringen. Wie das zu geschehen hat, werden weitere Diskussionen erweisen.

Gründe und Affekte

Matthias Kettner

Die Philosophie hat um die Psychoanalyse bislang eher einen Bogen gemacht, abgesehen von gelegentlichen Attacken. Freilich meiden auch die meisten Analytiker den Diskurs der Philosophie und bleiben lieber in ihren Schulen.¹ Die Psychoanalyse ist im Raum der Gründe nicht so beheimatet, wie sie es doch sein sollte und – das möchte ich am Beispiel der Affekte nun zeigen – auch sein könnte.

Abwehr und Übertragung zwischen Psychoanalyse und Philosophie

Es ist nicht ganz einfach, in wenigen Sätzen im Denken der Psychoanalyse gewisse Konturen hervorzuheben, mit denen wir dieses Denken am besten in philosophische Kontexte einzeichnen könnten. Mit einer Anleihe bei Gottlob Frege möchte man sagen: Wie das Wort »schön« der Ästhetik und »gut« der Ethik, so weist »wahr« der Logik die Richtung – und »unbewusst« der Psychoanalyse. Denn tatsächlich wird die komplexe Theoriewelt der Psychoanalyse, die sich mit und seit Freud entfaltet hat, noch immer zusammengehalten durch den Begriff eines Unbewussten bzw. unbewussten Anteils im menschlichen Seelenleben, der seinerseits wirkungsvoll Anteil an demjenigen Anteil hat, den eine Person in ihr bewusstes Selbsterleben einbeziehen kann. Die für das praktische Selbstverhältnis von Personen wichtigsten, oft konfliktträchtigen, in der Regel zwar Normalität sichernden, unter Umständen aber zerstörerischen Erscheinungsweisen dieses wirkungsvollen Anteils bezeichnen wir seit Freud mit den *termini technici* »Abwehr« und »Übertragung«. Abwehr bedeutet im Wesentlichen so viel wie motivierte Abhaltung vom Bewusstsein, Übertragung so viel wie motiviertes Sich zu einem Anderen so verhalten, als sei dieser ein anderer Anderer – z. B. sich zu seiner Ehefrau so verhalten, als sei diese die eigene Mutter.

¹ Wolfgang Mertens: Interdisziplinäre Theoriebildung zum Unbewussten, in: *Eine Psychoanalyse für das 21. Jahrhundert*, hg. von Edith Geus-Mertens, Stuttgart 2007, 123: »Nach Kernberg [...] lassen sich die derzeitigen psychoanalytischen Richtungen – die sich global betrachtet alle unter ein (objekt-) beziehungstheoretisches Denken subsumieren lassen – wie folgt unterscheiden: Interpersonale, intersubjektive und selbstpsychologische Psychoanalytiker sind davon überzeugt, dass Objektbeziehungstheorie und Freuds duale Triebtheorie unvereinbar seien; Post-Ich-Psychologen, die britischen »Unabhängigen« und die Post-Kleinianer halten die Triebtheorie und die Objektbeziehungstheorie sehr wohl für kompatibel.« Vgl. Otto Kernberg: Recent developments in the technical approaches of English-language psychoanalytic schools, in: *Psychoanalytic Quarterly* LXX (2001) 519–547. Vgl. auch die entsprechenden Lemmata in Wolfgang Mertens, Bruno Waldvogel (Hg.): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*, Stuttgart 32008.

Jedes negative, also seiner Erlebnisqualität nach unlustvolle Gefühl (z.B. Angst, Scham, Schuld, Ekel, Hilflosigkeit) und alle mit solchen Gefühlen innig zusammenhängenden Subjektzustände (z.B. Einstellungen, Vorstellungen) können wegen und durch diese Negativität einen bis zur Unmöglichkeit erschwerten Zugang zur bewusst machenden erstpersonalen Aufmerksamkeit erfahren, weil die Negativität das Positive bedrängt (z.B. positive Selbstwertschätzung, Lust, Glück, Selbstwirksamkeit). Von den typischen und imponierenden Geschichten, was stattdessen mit der Negativität geschieht, handelt die analytische Abwehrlehre.

Abwehr und Übertragung.² Mit diesen Begriffen bewegen wir uns in der ziemlich tragfähigen Schicht des mit klinischen Erfahrungen und experimentellen Belegen gut abgestützten tiefenpsychologischen Denkens. Über dieser Schicht hat Freud zuletzt sein inferentiell anspruchsvolleres, aber immer noch robustes Strukturmodell des Seelenlebens errichtet, die Psyche als System der drei Subsysteme Überich, Ich und Es. Jedoch wäre es eine nicht besonders sinnvolle und zudem herkulische Arbeit, die vielen von Freud und nach Freud weiter ausgearbeiteten Konzeptionen des Unbewussten gewissermaßen in ein integrales Superkonzept überführen zu wollen.

Günter Gödde³ hat einleuchtend rekonstruiert, wie sich Freuds eigener Begriff des Unbewussten wandelt, teils durch neu gewonnene klinische Erfahrungen, teils durch »Veränderungen der impliziten Philosophie«,⁴ die ihrerseits mit Umbauarbeiten in Freuds Metapsychologie einhergehen. Der anfangs allein zur Erklärung klinischer Phänomene konstruierte neue Begriff des Unbewussten meint 1890 (1) »ein spezifisches Gedächtnis, in dem unbewusste Erinnerungen an unverarbeitete psychische Traumata gespeichert sind, (2) einen »Komplex von der Assoziation abgetrennter Vorstellungen, der die Tendenz hat, andere mit dem Ich unvereinbare Vorstellungen anzuziehen«, (3) »eine Reizquelle, von der pathologische Wirkungen auf die Gemütslage, das Affektleben, die Aufmerksamkeit und Leistungsfähigkeit ausgehen und zu längerfristigen Beeinträchtigungen des psychischen Normalzustandes führen können.«⁵ Um 1900 kommt infolge der Traumtheorie und der zu ihrer Fundierung von Freud aufgegebenen Metapsychologie das Moment der Verdrängungsgenealogie in den Vordergrund, so dass Freud mit dem Unbewussten nunmehr folgendes meint: (4) »Das *verdrängte Unbewusste* bestehe aus dem mit dem Ich unvereinbaren Vorstellungen, die aus dem Bewusstsein ausgeschlossen worden seien. Diese abgewehrten, aber weiter wirksamen und nachdrängenden Vorstellungen bildeten ein dynamisches Kraftzentrum, dessen Wirkung sich in Form psychischer Störungen, aber auch nicht-pathologischen Erscheinungen

² Zur Übersicht s. Karl König: *Abwehrmechanismen*, Göttingen 1995. Genauer zu Widerstand und Abwehr s. Helmut Thomä und Horst Kächele, *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd. 1, Grundlagen*, Berlin 1986, 101–140, sowie zu Übertragung, Gegenübertragung und Widerstand dies.: *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd. 2, Praxis*, Berlin 1988, 35–190.

³ Günter Gödde: Freuds »Entdeckung« des Unbewussten und die Wandlungen in seiner Auffassung, in: *Macht und Dynamik des Unbewussten*, hg. von Michael B. Buchholz und Günter Gödde, Gießen 2005, 325–360.

⁴ Ebd., 326.

⁵ Ebd., 329.

nungen des Seelenlebens wie z.B. in Träumen und Fehlleistungen manifestiere. [...] Die Verdrängung beruht »auf einem Antagonismus zwischen Vorbewusstem und Unbewusstem. Das *Vorbewusste* wird zwar auch als Form des Unbewussten betrachtet, aber nur des im deskriptiven, nicht im dynamischen Sinne. Im Unterschied dazu wird das *eigentliche Unbewusste* der Region der verdrängten Wünsche, Leidenschaften und Phantasien zugeordnet, die von sich aus ins Bewusstsein zurückdrängen.«⁶

Auch das dynamische Unbewusste gilt Freud nicht als interpretationstranszendent, sondern prozessiert Sinn, wenngleich auf eine besondere und befremdliche Weise, die Freud nun als *Primärvorgang* terminologisch von den bewusstseinsnahen, vertrauten und rationalen Formen der Sinnverarbeitung, dem *Sekundärvorgang*, absetzt. Zu den spezifischen Unterschieden beider zählen Verdichtung und Verschiebung, Zeitlosigkeit, Widerspruchstoleranz und Regulation nach Maßgabe des Lustprinzips im Primärvorgang. Freuds Konzeptualisierung des Unbewussten bleibt durchweg rein psychologisch, d. h. das rein Somatische und als solches Interpretationstranszendente bleibt eine Randbedingung dessen, was im Prinzip interpretiert, im Prinzip als sinnhaft verstanden werden kann.

Das Konstrukt *Trieb* spielt die innertheoretische Rolle einer wichtigen Schnittstelle, um »Aspekte von Konstitution, psychosexueller Entwicklung und Triebchicksal«⁷ in das Denken des Unbewussten einzubringen. So bestimmt Freud das Unbewusste um 1915 metapsychologisch (5) im Kern als eine Menge von Triebrepräsenzen, die ihre Besetzung abführen wollen. Weitere Begriffsvarianten kommen ins Spiel, als Freud seine erste »Topik« des Seelenlebens, die das Bezugsproblem der Ausschließung aus dem und des Zugangsfindens zum Bewusstsein in den Mittelpunkt stellte, zu seiner zweiten, gewissermaßen konflikttheoretische Topik umbaut, deren Bezugsproblem die Herrschaft bzw. Unterworfenheit des Ichs ist.⁸ Soviel zur Theoriegeschichte des Unbewussten bereits bei Freud. Ihre Proliferation ist inzwischen beachtlich.⁹

Zwar sind Vereinheitlichungssehnsucht oder umgekehrt die Suche nach einem gordischen Knoten, den es zu zerhauen gälte, philosophisch wohlvertraute Gesten. Aber eine angemessenere Reaktion auf die Unübersichtlichkeit des Unbewussten wäre wohl, die Vielfalt seiner Konzeptionen zunächst als eine Vielfalt von Perspektiven zu würdigen, deren jeder ein relatives epistemisches Recht zuzubilligen wäre, nämlich relativ zu den diversen Therapiepraktiken und den beschränkten Phänomenzugängen, die sie jeweils gewähren. Allen gemeinsam ist jedenfalls die Annahme eines unbewussten Anteils im menschlichen Seelenleben, der seinerseits wirkungsvoll, und besonders wirkungsvoll in Abwehr- und Übertragungsprozessen, Anteil an demjenigen Anteil unseres Seelenlebens hat, der uns im Vollbesitz unserer geistigen Kräfte bewusst ist.

⁶ Ebd., 339.

⁷ Ebd., 343.

⁸ Vgl. ebd., 343 ff.

⁹ Eine Übersicht gibt Mertens, op. cit. 2007, 114–162.

Bewusste und unbewusste Repräsentanzen von Selbst-Objekt-Beziehungen

Nach dieser gewiss sehr abstrakten Zuspitzung möchte ich Otto Kernberg zu Wort kommen lassen, einen zeitgenössischer Repräsentanten der Psychoanalyse, der mehr als viele andere an Fragen der Theorieintegration interessiert ist. Ich habe ein Zitat¹⁰ ausgesucht, in dem Kernberg in aller Kürze doch sehr vieles vom psychoanalytischen Denken der Gegenwart verdichtet, was m. E. unsere dürre Standardauffassung der »rationalen Person« in der philosophischen Handlungstheorie und in der Philosophie des Geistes verändern müsste und erheblich bereichern könnte:

»Object relations is a contemporary psychoanalytic theory that puts the emphasis on the importance of earliest relations with significant others as the building blocks of the construction of the tripartite structure of ego, superego and id. More specifically, from birth on, our relations with significant others, under the impact of strong affects [emotions], are internalized as affective memory. These basic affective memories contain the representation of the self, the representation of other – called »object« in object relations theory – and the dominant affect linking them. There are many of these dyadic structures of self- and object-representations that eventually consolidate. All the self-representations are eventually integrated as an integrated self. [...] The ego has the double task of general learning as well as setting up an internal world of representations of self and others. And these representations are gradually integrated, so then the ego develops an integrated sense of self and an integrated sense of significant others.«

Um die Kontur von Kernbergs Gedanken noch einmal hervorzuheben: Im unbewussten Anteil des Seelenlebens rationaler Personen sind Selbst-Objekt-Beziehungen memoriert, repräsentiert – sie sind einflussfähig bewahrt bzw. bleiben nachträglich wirksam. Zugespitzt: Im Wesentlichen besteht das seelisch Unbewusste von Personen in einer fortwährenden persönlichen, sozusagen eigensinnigen Verarbeitung von affektiv bedeutsam erlebten Selbst-Objekt-Beziehungserfahrungen.

An dem, was Soziologen »Interaktion« oder »Interaktionsfiguren« und pragmatische Philosophen »Praxis« oder »Praxisformen« nennen, hebt der psychoanalytische Begriff der »Selbst-Objekt-Beziehung« gewissermaßen die bedeutsame Innenseite von Interaktionspraxis hervor: Dies, wie Interaktionspraxis für die beteiligten Menschen in deren Erleben ist und sich für sie anfühlt. Die Störbarkeit des Seelenlebens von Personen erklären Analytiker mit der psychodynamischen Generalhypothese, dass besonders die unbefriedigend und traumatisch erlebten Interaktionen »einen dynamischen Einfluss auf die Wahrnehmung und Gestaltung gegenwärtiger Beziehungen aus[üben]«. ¹¹ Diese empirisch reich belegte Generalhypothese, das sei noch angemerkt, passt gut zu

¹⁰ Ausschnitte aus einem Interview 2010 in der Zeitschrift *EnlightenNext*, online unter <http://www.enlightennext.org/magazine/j17/kern.asp> (Stand 1.1.2012).

¹¹ Wolfgang Mertens: Zur Konzeption des Unbewussten – Einige Überlegungen zu einer interdisziplinären Theoriebildung zum Unbewussten, in: Matthias Kettner und Wolfgang Mertens, *Reflexionen über das Unbewusste*, Göttingen 2010, 7–76, hier 25.

der, ist aber logisch distinkt von der (Kernbergschen¹²) Konzeption des seelisch Unbewussten als einer fortwährenden persönlichen Verarbeitung von affektiv bedeutsam erlebten Selbst-Objekt-Beziehungserfahrungen.

Kernberg formuliert sinnfällig, wie wir über die Strukturiertheit von Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen denken können: Sie enthalten als Elemente, schematisch ausgedrückt, eine Interaktion, einen Interaktionsaffekt¹³ und ein geordnetes Paar der Interaktionspartner *ego* und *alter*:

{ <ego, alter>, Interaktion, Affekt }

Drücken wir mit einfachen Klammern () schematisch aus, dass eine Repräsentanz gegeben ist, und des weiteren durch Indices, auf welche von zwei Weisen die betreffende Repräsentanz Anteil am Seelenleben einer bestimmten Person (hier: von *ego*) hat:

ego(*ego*-Interaktionsaffekt-*alter*)_{bewusst}
ego(*ego*-Interaktionsaffekt-*alter*)_{unbewusst}

Schon mit dieser einfachen Differenzierung gewinnt man komplexe und interessante Möglichkeiten der psychodynamischen Analyse menschlichen Erlebens und Verhaltens. Gewiss, zu den gut funktionierenden Reflexen gegenwärtiger philosophischer Reflexion gehören Alarmrufe, sobald von »Repräsentanzen« die Rede ist. Und tatsächlich liegen vertrackte Probleme in jener Reihe unbestimmter Begriffe, mit der ich oben diplomatisch formuliert habe, dass Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen »memoriert«, »repräsentiert«, »einflussfähig bewahrt« und »nachträglich wirksam« sind. Die interessante Frage ist: Wie machen sie das? Zu diesem Repräsentationsrätsel, wie man es nennen könnte, gehören nicht nur der funktionalistische und gedächtnistheoretische Fragenkomplex, wie eine fortwährende persönliche Verarbeitung von affektiv bedeutsam erlebten Selbst-Objekt-Beziehungs-Erfahrungen überhaupt funktioniert und welcher Art die Prozessen sind, in denen sich diese Verarbeitung realisiert. Zum Repräsentationsrätsel gehört zudem der Fragenkomplex der bewusst/unbewusst-Differenz: Ob sich, wie sich und wodurch sich solches Prozessieren unterscheidet je nach dem, ob bewusst bzw. bewusstseinsnah oder aber unbewusst bzw. bewusstseinsfern prozessiert wird.

Wohlgemerkt: Eine fortlaufende persönliche Verarbeitung von affektiv bedeutsam erlebten Selbst-Objekt-Beziehungs-Erfahrungen kommt ja auch im *bewussten* Anteil unseres Seelenlebens vor – z. B. wenn Clara sich erinnert, wie ihre erste Grundschulklassenlehrerin sie damals oft lobte, so dass ihr ganz warm ums Herz wurde. Das kann Clara erinnern und die Erinnerung ist wirkungsvoll geblieben: Clara wird immer noch

¹² Zur Genealogie der Konzeption siehe den Aufsatz von Patrizia Giampieri-Deutsch im vorliegenden Band.

¹³ Für die Verallgemeinerbarkeit des theoretischen Modells wäre der Anschluss an empirische Affekttheorien über Grundgefühle (wie Zorn, Trauer, Furcht, Freude, Liebe, Ekel, Scham, vgl. Paul Ekman's neurokulturelle Theorie der Emotion, s. <http://www.uni-saarland.de/fak5/orga/Kurs/Seiten/basics/b2.htm>, Stand: 2.2.2012) wichtig. Zum diskurspragmatischen Anschluss der Emotionstheorie s. Matthias Kettner: Neid und Eifersucht. Über ungute Gefühle und gute Gründe, in: *Gefühle – Struktur und Funktion*, hg. von Hilge Landweer, Berlin 2007, 57–89.

warum ums Herz, wenn sie diese Erlebnisse heute erzählt. Aber es wäre etwas anderes – und würde sich womöglich auch völlig anders auswirken –, wenn Clara dasselbe *nicht* erinnern wollte oder könnte; und auch nicht mehr erinnern will oder kann, wie sich das früher anfühlte (als der Glanz im Auge ihrer Mutter erlosch und Anzeichen von mühsam unterdrückter Eifersucht Platz machte, sobald Clara ihrer Mutter daheim davon erzählte und von der Lehrerin schwärmte...).¹⁴

Dem Fragenkomplex der bewusst/unbewusst-Differenz nähert man sich am besten, nämlich unter Vermeidung bewusstseinsphilosophischer Umwege, indem man diese Differenz in Begriffen unterschiedlicher Arbeits- und Verarbeitungsweisen sinnhaften persönlichen Erlebens auslegt. Freud bietet hierfür zwei Prozessbegriffe an. Er unterscheidet den »Sekundärprozess«, in welchem sich die allmähliche Rationalisierung der Seelenlebensführung der Person niederschlägt, vom »Primärprozess«, dessen rationalitätsferner Eigensinn besonders anschaulich in den für unser Traumbewusstsein, unser Phantasieren und unsere metaphorische Kommunikation charakteristischen Verdichtungen und Verschiebungen von Sinn zum Ausdruck kommt. Heutige Psychoanalytiker sprechen auch von »multiplen Kodierungsformen«.¹⁵ Der entscheidende Punkt ist, dass die Verarbeitung persönlichen Erlebens und die resultierende persönliche Sinnbildung als eine uneinheitliche, heterogene Organisationsweise beschrieben werden muss,¹⁶ wenn man die Freudsche Differenz von »bewussten« und »unbewussten« Anteilen im Seelenleben aufmachen will – z. B. um der Trivialisierungsgefahr innerhalb der philosophischen Handlungstheorie und der Philosophie des Geistes zu begegnen.

Kernbergs Auffassung, das (dynamische) Unbewusste sei wesentlich durch Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen strukturiert, ist selbstverständlich auch unter Psychoanalytikern umstritten und dem Verdacht des Partisanenhaften nicht minder ausgesetzt als Alternativkonzeptionen anderer analytischer Schulen. Für Anhänger Melanie Kleins etwa spielt das Konstrukt der unbewussten Phantasie eine viel größere Rolle. Ein ernstzunehmendes Bedenken gegen das Konstrukt der Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen betrifft die anspruchsvollen Voraussetzungen dieser psychologischen Grammatik des Unbewussten: die Elemente (Selbst, Anderer, Interaktion, affektive Wertigkeit) sollen »repräsentiert« werden, also muss das Subjekt schon als mit entsprechenden Repräsentationsressourcen ausgestattet gedacht werden. Wie aber ist diese Ausstattung entwicklungsgeschichtlich zu verorten? Ab wann kann das ein Kleinkind, eine Person im Werden, normalerweise? An welches »Niveau« von Repräsentation denkt Kernberg? Etwa an symbolische Repräsentation? Dann wären nur voll semiotisierte, triadisch symbolisierungsfähige – psychoanalytisch gesprochen: »ödiipale trianguлиerte«

¹⁴ Für einen Fundus psychodynamisch aufschlussreicher Erlebnisgeschichten s. Theodor Reik: *Hören mit dem dritten Ohr. Die innere Erfahrung eines Psychoanalytikers*, Frankfurt 1983 (engl. ursprünglich 1948).

¹⁵ Wilma Buccì: *Psychoanalysis and Cognitive Science: A Multiple Code Theory*, New York 1997. S. auch Buccis Artikel *The Need for a »Psychoanalytic Psychology« in the Cognitive Science Field*, online auf http://www.psychology.sunysb.edu/attachment/courses/620/pdf_files/freud_cognition.pdf (Stand 1.1.2012).

¹⁶ Hermann Argelander: *Die kognitive Organisation psychischen Geschehens*, Stuttgart 1979.

Subjekte – zu den entsprechenden Repräsentationen in der Lage. Das aber würde die Anwendbarkeit des Kernbergschen Konzepts *contra* Kernberg enorm einschränken.¹⁷

Drei strukturelle Beziehungen von Handlungsgründen

Nun möchte ich die Kontur der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie in die Kontur einer diskurspragmatischen Rationalitätstheorie guter Gründe einzeichnen. Metaphorisch gesprochen sind Gründe jeglicher Art die globale Währung, die allen kommunikativ vergemeinschafteten Personen qua Bewohner der Welt von Gründen zu Verfügung steht, um den Sinn ihres sinnhaften Erlebens, Denkens und Verhaltens zu durchdringen und dadurch womöglich auch zu beherrschen.¹⁸

Handlungsgründe lassen sich durch Spezifizierung ihrer diskurspragmatischen Rolle folgendermaßen definieren: X ist ein Handlungsgrund genau dann, wenn man durch Anführen von X ernsthaft auf die Warum-Frage antworten kann, warum Akteure so handeln, wie sie handeln.¹⁹ An Handlungsgründen lassen sich immer drei philosophisch auf interessante Weise verschiedenartige Bezüge unterscheiden.

Sie haben erstens einen strukturellen Bezug auf Tatsachen – *faktischen Bezug*. Bei jedem Grund G, aus dem einer etwas tut, könnten wir fragen, was der Fall sein muss, weil G andernfalls als Grund verschwinden würde. Wenn ich am Nachmittag Sport treiben will (nun kommt der Grund), *weil ich in meinem schlechten Zustand einen körperlichen Ausgleich bitter nötig habe*, dann muss *wahr* sein, dass ich körperlich in

¹⁷ Man kann die semiotischen Voraussetzungen m.E. abschwächen. Repräsentation ist ja nicht per se symbolische, dreistellige Repräsentation. Auch auf weniger anspruchsvollem, ikonischem und indexikalischem Niveau ist Repräsentation denkbar. Und aus dem Problem der Höhe der semiotischen Voraussetzungen des Konzepts wird umgekehrt eine Stärke, wenn man gleichsam primitivierende Abschwächungen einzelner Voraussetzungen macht, um »frühere« oder »vorgängige« seelische Entwicklungsphasen zu modellieren. Schwächt man z.B. die Voraussetzung, dass das Ego-Alter Paar in einer Selbstobjektbeziehungsrepräsentanz ein *geordnetes* Paar sein muss, dahingehend ab, dass nur noch zwei Subjektstellen (irgendwie) *unterschieden* werden, aber noch keine stabile Unterscheidung von Ego und Alter bestehen muss, dann lassen sich Projektions- und Introjektionsprozesse besser erklären. Auch lässt sich womöglich die (bei Kernberg unnötig eingeschränkte) Dyadizität des Konzepts aufheben: Statt als bloße Vorstufe zu einer ontogenetisch irgendwann irgendwie hereinkommenden Dreistelligkeit und Vielstelligkeit, wäre sie auch denkbar als defizienter Modus einer *ursprünglich dreistelligen*, wenngleich ursprünglich noch rudimentären, nämlich erlebnismäßig nicht voll differenzierbaren dreistelligen Struktur, sozusagen einer Dreistelligkeit *an sich*, die das sich bildende Subjekt – dialektisch gedacht – zu einer Dreistelligkeit *an und für sich* machen muss.

¹⁸ Damit ist gerade nicht gesagt, dass *alles* Erleben, Denken und Verhalten aus der Akteursperspektive als ein sinnhaftes erlebt oder erfasst wird. Auch ist nicht gesagt, dass etwas, sofern es sinnhaft erlebt wird, als rational bzw. vernünftig erlebt wird, z.B. absurde Traumgedanken.

¹⁹ Um Doppelungen zu vermeiden, verweise ich auf weitere Erläuterungen und Literatur im Abschnitt II (»Rationalitätsmodelle und gute Gründe«) meines Beitrags *Gute Gründe für und in Konzeptionen ökonomischer Rationalität* im vorliegenden Band.

einem schlechten Zustand bin, sonst gibt es den von mir genannten guten Grund nicht, sondern bloß einen fälschlich mir gut erscheinenden Grund.²⁰

Handlungsgründe haben zweitens einen strukturellen Bezug auf die Person, die sie hat, und zwar in der Weise einer positiven oder negativen Wertschätzung durch diese Person – *affektiven Bezug*. Um mein Beispiel fortzusetzen: Angenommen, ich bin an diesem Tag sehr depressiv. Und es geht mir körperlich wirklich schlecht. Dann hört G auf, für mich selbst ein guter Grund zu sein, obwohl ich den Grund weiterhin rational bewerten und sogar finden kann, dass einen körperlichen Ausgleich nötig zu haben einem einen denkbar guten Grund gibt, Sport zu treiben – nur eben nicht hier und jetzt mir. Es ist in diesem Fall aber nicht so, dass ich den guten Grund gar nicht mehr hätte (wie im Fall, dass es gar nicht stimmt, dass ich körperlich in einem schlechten Zustand bin). Ich »habe« G noch, nur ist G kraftlos, ich identifiziere mich nicht mehr mit G, kann besagten Grund »nicht mehr besetzen«, obwohl ich tatsächlich einen körperlichen Ausgleich nötig habe, was mir aber gerade völlig egal ist.

Handlungsgründe haben drittens einen strukturellen Bezug auf gemeinschaftlich anerkannte Normen in einer Wir-Bezugsgruppe von Gründebewertern – *kommunitären Bezug*. Egal, ob ich depressiv bin oder nicht, und egal, ob es mir körperlich schlecht geht, es kann aus meinem Gedanken, *dass ich in meinem schlechten Zustand einen körperlichen Ausgleich bitter nötig habe* nur dann ein hinreichend guter Grund G werden, wenn eine Wir-Bezugsgruppe von Gründebewertern das Sporttreiben als Ausgleich bei schlechtem körperlichen Befinden für probat und einschlägig hält. Gingen die meisten Personen in meinem Lebensumfeld dazu über, immer dann, wenn es ihnen körperlich schlecht geht, viel Kaffee zu trinken und Sport nur noch als ein Bußritual am Karfreitag zu treiben, dann hörte mein verlauteter Handlungsgrund irgendwann auf, einschlägig zu sein, und würde kritische Nachfrage nach weiteren anderen Gründen auf sich ziehen, weil mein verlauteter Grund nun unter unseresgleichen nicht mehr als ein guter Grund, Sport zu treiben, würde gelten dürfen.

Durch ihren kommunitären Bezug sind Handlungsgründe kultur- bzw. Wir-Gruppenrelativ, natürlich manche Gründe mehr, manche weniger. Gewiss gibt es auch wichtige Handlungsgründe, die in der denkbar weitesten Wir-Gruppe für probat und einschlägig gehalten werden, z. B. erwarten wir von allen anderen rationalen Gründebewertern Intoleranz gegen logische Widersprüche, aus dem prinzipiellen Grund, dass wir vermeiden sollen, widersprüchliche Überzeugungen für gültig zu halten.²¹

Zusammengefasst: Handlungsgründe haben einen »faktischen« Bezug zu den Tatsachen, die in den Gründen supponiert sind, einen »affektiven« Bezug zur Person, die die Gründe hat, und einen »kommunitären« Bezug zu gemeinschaftlich anerkannten Normen in Wir-Gruppen, die für die Person, die ihre Gründe hat, relevant sind, wenn

²⁰ Vgl. zu unbewussten Handlungsgründen »hinter« explizit genannten guten Handlungsgründen den Beitrag von Patrizia Giampieri-Deutsch im vorliegenden Band.

²¹ Dass meine kulturalistische Auffassung keine unvernünftigen relativistischen Konsequenzen für moralische Urteilsgründe hat, zeige ich in *Moralrelativismus und Kulturreflexion*, in: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie (AZP), Jg. 34 (2009) Heft 2, 235–254.

sie ihre Gründe angibt, also anderen Personen kommuniziert, was für Gründe sie hat. Und ein *guter* Handlungsgrund hat die *richtigen* faktischen, affektiven und kommunikativen Bezüge.

Gründe, Bedeutungspotentiale, Sinnwirkungen

Soviel zur Kontur einer diskurspragmatischen Rationalitätstheorie guter Gründe. Eine ihrer Konsequenzen betrifft die Bedeutungstheorie und besagt, dass wir die Interpretation-Bedeutung von etwas, z. B. die Bedeutung einer wohlgeformten Kette sprachlicher Wortzeichen als den wörtlichen Satzsinne dieser Zeichen, oder die Bedeutung eines Verhaltensablaufs einer Person als die Handlungsbedeutung des Verhaltens der Person, als eine Menge von Gründen erklären können, nämlich als die Menge derjenigen Gründe, die dadurch, dass ein Gründeversther und –bewerter (rationaler Interpret) das betreffende Interpretandum im Rahmen eines bestimmten Kontexts interpretiert, zu guten Gründen werden plus diejenigen Gründe, die dadurch zu schlechten werden (für den rationalen Interpretieren).²²

Angenommen, wir sind im Hörsaal und ich trage diese Überlegungen vor. Würde ich jetzt erregt rufen, »Raus, es brennt!«, dann würde den Zuhörern der Sinn dieser Worte, wenn sie des Deutschen mächtig sind, guten Grund geben zu glauben, dass einer (nämlich ich) meint, es brennt, und würde ihnen auch, wenn sie kommunikativ kompetent sind, einen *prima facie* guten Grund geben, sich durch mich gewarnt und zum raschen Verlassen des Raumes aufgefordert zu sehen. Allerdings: Die kommunikativ kompetenten Hörer würden diese Gründe nicht besetzen und nicht aus ihnen handeln, weil ihnen der hier und jetzt maßgebliche öffentliche Kontext – ein Vortrag über Affekte und Gründe – guten Grund gäbe, mir bei den Worten meines Ausrufs eine bloß didaktische oder theatralische Absicht zu unterstellen.

Warum darf ich in der gerade geschilderten Kommunikationssituation erwarten, dass meine didaktische Handlung den Zuhörern *keinen* guten Grund z. B. zur Empörung gibt? Oder zu einem Angstanfall? Oder einem bestimmten Zuhörer zur Wiederbelebung von Erinnerungen an einen Scherz in einem Film, den der Betreffende letztes Jahr im Sommer im Kino gesehen hat? Oder – es sind Philosophen im Publikum – guten Grund gibt, an Oliver Wendell Holmes bekanntes »shouting fire in a crowded theatre« Argument zu denken?

Mag sein, dass tatsächlich der eine oder andere Zuhörer über die didaktische Zumutung empört, von meinem Ausruf in Angst und Schrecken versetzt, von Kinoerinnerungen durchströmt oder an Oliver Wendell Holmes erinnert wird. Aber die Zuhörer werden sich nicht – jedenfalls nicht wenn sie im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte sind

²² Um zwei nahe liegenden Einwänden vorzubeugen: (1) Unter »Gründe« sind hier nicht nur Handlungsgründe sondern Gründe aller Art subsumiert. (2) Wenn wir geeignete Idealisierungen einführen, z. B. Annahmen über Standardinterpretieren bzw. Normen, wie ein rationaler Interpret interpretieren sollte, erhalten wir einen diskurspragmatischen Begriff von wörtlicher Bedeutung (im Fall von Sprachzeichen) und konventioneller Bedeutung (im Fall von Sprach- und sonstigen Zeichen).

bzw. sekundärprozesshaft beherrscht denken – zu diesen Sinnwirkungen und zu mir so verhalten, als hätten sich für sie durch mich bzw. durch meine Äußerungen gute Gründe dafür offenbart. Allenfalls würde man das Verhältnis, in dem der Sinn meiner Äußerung im geschilderten Kontext zu den beschriebenen möglichen Sinnwirkungen steht, als ein Assoziationsverhältnis beschreiben können.

Assoziationen sind subjektiv und frei, intersubjektiver Sinn und Bedeutung sind es nicht. So jedenfalls erwarten wir es, soweit wir ausschließlich mit der Normalität der Kommunikationspraxis rechnen. Die Normalität der jeweiligen Kommunikationspraxis (hier: einer öffentlichen Kommunikationspraxis) legt nämlich fest, dass von dem – unendlichen – Bedeutungspotential von Text und Kontext für *normale* Teilnehmer und *normalerweise* nur derjenige Anteil als ein manifester Gründegeber zum Zuge kommen soll, den die von uns geteilten Konventionen am betreffenden Text und Kontext bedeutsam machen – und dass *nicht* zum Zuge kommen sondern latent bleiben soll, was z. B. unsere persönlichen Phantasien am betreffenden Text und Kontext bedeutsam machen mögen.

Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen und Diskurspragmatik

Nach dieser Vorbereitung auf diskurspragmatischem Terrain können wir zu (Kernbergs) Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen zurückkehren. Stellen wir uns die unbewussten Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen vor als subjektive Bedeutsamkeitsgeber, die im Hintergrund konventionell gesicherter Kommunikation bei jeder Person, bei jedem Gründeverstehen und -bewerten zwar mitlaufen, aber im fortlaufenden Gründeverstehen und -bewerten sich solange nicht störend bemerkbar machen, wie sie sich nicht ihrerseits zu Gründegebern ermächtigen.

Doch immer dann, wenn unbewusste (genauer: durch Abwehrvorgänge dynamisch unbewusst gewordene) Selbstobjektbeziehungsrepräsentanzen im Seelenleben einer Person durch primärprozesshafte Verdichtungen und Verschiebungen zu Gründegebern werden, unter (pathologischen) Umständen sogar zu dominanten Gründegebern werden, beginnt die betreffende Person so zu erleben und sich so zu verhalten, als ob sie aus Gründen handeln und erleben würde, die sie gar nicht hat bzw. die sie sich nicht zu eigen gemacht hat und auch nicht zu eigen machen möchte.

Ein fiktionales Beispiel aus einer Paartherapie-Episode: Der Mann beklagt sich bei der Therapeutin, ständig wolle seine Lebenspartnerin von ihm gelobt und toll gefunden werden, umgekehrt komme aber nichts und er fühle sich von seiner Frau »übersehen und banalisiert«. Seine Lebenspartnerin bekommt bei diesen Worten einen Wutanfall und verübelt ihm »seine Überempfindlichkeit«.

Wir könnten diesen Ausbruch einseitig²³ folgendermaßen analysieren. In der Therapie-Episode beginnt die Frau sich so zu verhalten, als würde sie aus Gründen handeln und erleben, die die Äußerungen ihres Mannes ihr dann geben würden, wenn die Äu-

²³ Einseitig, insofern nur die Klientin betrachtet wird, nicht aber das Interaktionsdreieck der Personen.

ßerungen ihres Mannes über den konventionaliter von der Normalität der Kommunikationspraxis als bedeutsam festgelegten Text-plus-Kontext hinaus in einem erweiterten Text-plus-Kontext bedeutsam sind. In der Perspektive psychoanalytischer Reflexion könnte sich aufklären, dass dieser erweiterte Text-plus-Kontext durch gewisse unbewusste Repräsentanzen festgelegt wird, die im Seelenleben der Klientin »repräsentiert« (einflussfähig bewahrt, nachträglich wirksam) sind:

ego(*Kind-Eifersuchtsangst-Mutter*)_{unbewusst}

Vielleicht meldet sich in dem Wutausbruch der Klientin eine ihr einst als Kind schwer erträgliche Angst vor ihrer eifersüchtig verfolgenden Mutter. Vielleicht hat sie damals diese Angst mit Gefühlen der Wut (über eigentlich verdiente, aber von der Mutter ihr verweigerte Anerkennung) beantwortet, Gefühle, die sie sich damals weder eingestehen noch offen aggressiv gegen die Mutter wenden konnte. Und vielleicht erlebt sie heute als Erwachsene sehr bewusstseinsfern ihren Mann ähnlich, wie sie damals ihre Mutter erlebte.

Wie solche Konjekturen belegt oder widerlegt, kritisiert und präzisiert werden können, wirft Fragen zu den epistemologischen Ressourcen der Praxis des psychodynamischen Deutens auf, auf die ich an dieser Stelle nicht eingehen kann.²⁴ Hier sollte mit der Episode keine psychologische Fallgeschichte aufgeblättert, sondern bloß punktuell angedeutet werden, wie wir über Zusammenhänge zwischen Gefühlen und Gründen im Rahmen einer diskurspragmatischen Rationalitätstheorie nachdenken können.

Gefühle, auch unbewusste, wie besonders die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie zeigt, gehören zum Fundus der rationalisierbaren Motivation von Personen. Gefühle, auch unbewusste Gefühle, haben Gründe und geben Gründe zu allerlei.²⁵ Insofern sind Gefühle auch kritisierbar und *reason-responsive*. Gefühle können ihrerseits auch Gründe besetzen und verschaffen diesen dadurch gleichsam fühlende Körper. An gewissen Gründen kann einem sehr viel liegen, andere können einem verhasst sein. Insofern können wir umgekehrt auch sagen, dass Gründe *emotion-responsive* sind.

Das *animal rationale* ist eben nicht bloß das Tier, das seine Gründe hat. Es ist das Tier, das auch seine Gefühle und für diese auch seine Gründe hat.

²⁴ Für einen hermeneutisch-empirischen Ansatz zur Untersuchung dieser Praxis s. Matthias Kettner: Psychoanalytische Deutungsmuster. Plädoyer für die diskursive Erforschung der Supervision, in: *Psychoanalytisches Wissen. Studien zur Forschungsmethodologie*, hg. von Erwin Kaiser, Opladen 1995, 265–288.

²⁵ Vgl. die Beiträge von Achim Stephan und Michael Buchholz im vorliegenden Band.